

Gen'yū Sōkyū



Das Fest des Abraxas

Roman

Auf dem gegenüberliegenden bogenförmigen Küstenstreifen, den er von der Kaimauer aus sah, konnte er in der Entfernung, klein wie Bohnenkerne, tatsächlich ein paar junge Männer erkennen. Sie gehörten vermutlich dem örtlichen Jungmännerverband an. Neben ihnen stand ein Toyota Crown geparkt, hinter seinen Scheiben funkelten durchdringende, böse Blicke.

Jônen lauschte dem Schlagen der Wellen und wartete, bis es dunkel wurde. Als sich die Wasseroberfläche silbrig schwarz färbte, verschwanden auch die jungen Männer. Der Crown zischte davon, hinterließ ihm die Nachricht: »Wenn du dich nicht runterstürzt, vergewaltige ich deine Schwester!«

814 101 101 101

28 101 101

ABERDEENSHIRE
LIBRARIES
Sokyu, Genyu
Das Fest des ABRAXAS
aus dem Japanischen
833

1822536

A L I S



1822536

Gen'yû Sôkyû
Das Fest des Abraxas

japan edition

herausgegeben von Eduard Klopfenstein, Zürich

Dieses Werk erscheint im Rahmen des Projekts zur Veröffentlichung japanischer Literatur (JLPP), realisiert durch das Zentrum für Förderung und Publikation Japanischer Literatur (J-Lit Center) im Auftrag des japanischen Amtes für kulturelle Angelegenheiten. Verantwortlich für den deutschen Sprachraum:

Eduard Klopfenstein.

Die Schreibweise der japanischen Namen wurde in ihrer ursprünglichen japanischen Gestalt belassen, also erst der Familienname, dann der persönliche Name.

Gen'yû Sôkyû
*Das Fest des
Abraxas*

Aus dem Japanischen übersetzt
und mit einem Nachwort versehen
von Lisette Gebhardt

japan edition

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk	Sokyu, Genyu	rechtlich geschützt.
Jede Verwert		heberrechtsgesetzes ist
ohne Zustim	Das Fest des	: Das gilt insbesondere
für Vervielfä	Abraxas : aus	igen, Verfilmungen und
die Einspeic	dem Japanischen	ROMs, CDs, Videos, in
weiteren ele	833	lattformen.

Japanischer 1822536
Aburakusasu.

© Gen'yû Sôkyû

Deutsche Übersetzung © Lisette Gebhardt 2007

Erstveröffentlichung im Verlag Shinchôsha

© 2007, japan edition im be.bra verlag GmbH; KulturBrauerei Haus S,
Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Christian Härtel, Berlin

Umschlaggestaltung: Hauke Sturm, Berlin

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Schrift: Minion 10,25/13,25°

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86124-903-0

www.bebraverlag.de

Mit siebenundzwanzig habe ich angefangen die Medikamente zu nehmen – also schon vor mehr als zehn Jahren.

Daran musste Jônen plötzlich denken, während er sich in der Küche des Tempels am Wasserspender bediente. Aus einem silberfarbenen Etui holte er drei verschiedene Arzneimittel und drückte die weißen Pillen aus ihrer Hülle. Als er das Glas hob und dabei zum Fenster blickte, haftete an der Scheibe kalter Oktobernebel.

Genau genommen waren es wohl zwölf Jahre. Bis ihm das einfiel, registrierte er in seinem Kopf unzusammenhängende, bruchstückhafte Erinnerungsfetzen. Sie trieben dahin wie die Schäfchenwolken am gestrigen Himmel. Die Wahrnehmungen besaßen nichts konkret Bildhaftes, und es wäre ihm schwergefallen, sie zu beschreiben. Dieser Moment zeigte sein Ich wie es war, noch nicht unter Kontrolle der Medizin.

So war es immer vor der Einnahme der Medikamente. Nahm er die Tabletten nicht, wurde die Bewegung des »Herzens« zu schnell, es ergab sich kein Schema, das er in Bezug zur Alltagsrealität hätte setzen können. Hatte er die Mittel eingenommen, verminderte sich nach fünfundvierzig Minuten die Anzahl der aufziehenden Wolken. Er spür-

te, nun teilt sich etwas mit, und zugleich beruhigte er sich. In seinem Kopf formte sich eine Szenerie, die nun auch einem Gegenüber, dem er davon berichtete, verständlich sein würde.

Vermutlich hing es mit seiner Abhängigkeit von den Medikamenten zusammen, dass gerade im Moment der Einnahme die verschiedenen Versionen seines Ichs in einem wilden Strudel durcheinander wirbelten. Er wusste nicht mehr, welches das wirkliche Ich war. Zu seinem Bedauern klarte sich diese aus kommenden und gehenden Eindrücken bestehende Landschaft seines Herzens erst dann auf, wenn die Wirkung der Mittel einsetzte.

Momentan war die einzige Empfindung, die Jônen deutlich wahrnahm, eine form- und gestaltlose Furcht, die man beinahe als reine Angst bezeichnen konnte: Bevor unter dem Einfluss der Medikamente ein Ich entstand, das sich leichter verstehen ließ, war es, als sei sein Innerstes ein schwarzes Loch ...

Das klirrende Geräusch der Kette, die der alte Namu, der sechzehnjährige Hund des Tempels, hinter sich herzog, drang durch die Fensterscheibe. Jônen warf noch einmal einen Blick auf den Nieselregen und kam, während er mit langsamer Bewegung das Glas absetzte, wieder zu sich. Nein ... er war sich keineswegs sicher, dass dieses Ich das echte Ich war. Dieser Zustand besagte nur, dass er endlich den Wirklichkeitssinn zurückgewonnen hatte. Jônen wurde bewusst, warum er gerade jetzt die Medizin nahm. Richtig, heute gehe ich zum Haus des *tsukemono*-Händlers Yôhei, der sich erhängt hat, und führe an dem Ort, an dem er starb, ein Reinigungsritual durch.

Jônen verfiel nun wieder in das übliche Denkschema: Nahm er die Medikamente, fühlte sich der Körper bald schwer an, seine Gehirnaktivität wurde eingeschränkt. Und doch funktionierte nur das in Schranken gewiesene Gehirn normal. Hatte er eine Arbeit zu verrichten, bei der er mit anderen Menschen zu tun hatte, so konnte er sich ohne diese Blockade offenbar nicht in nachvollziehbarer Weise mitteilen. Eine Ärztin aus der Psychiatrie hatte ihm einmal gesagt, dass es gefährlich wäre, in seinem ursprünglichen Zustand auf Menschen zu treffen. Vor allem aber würden dann seine Gebete weder die Verstorbenen noch die Hinterbliebenen erreichen.



Auf dem abschüssigen Tempelweg überlegte sich Jônen, wie er die nächsten fünfundvierzig Minuten überstehen sollte.

Bei einer der letzten Begräbniszeremonien – sie war für ein Uhr nachmittags angesetzt gewesen – hatte er die Medikamente um halb elf vergessen. Als er sie deshalb nach dem Essen eilig einnahm und die Wanduhr im Wohnzimmer fixierte, sagte Genshû: »Ich weiß nicht, wer das mit den fünfundvierzig Minuten gesagt hat. Ich finde, du solltest dich von dem Gedanken freimachen.«

Irgendwie haftete Jônen die Vorstellung von der Einwirkungsdauer wie Ausschlag an. Sicher hätte er sich auch gerne danach gerichtet, wie er sich gerade fühlte. Aber diese Vorgabe konnte nur im Fall von Mitteln gegen Erkältung oder gegen Fieber gelten, also bei Mitteln, die ein konkretes Missbefinden in ein Normalbefinden verwandeln. Ab-

gesehen davon, dass für ihn der Zustand unter Medikamenten nicht unbedingt der sogenannte normale sein musste, war es seiner Wahrnehmung nach keine Einbildung: Die Wirkung setzte tatsächlich erst nach fünfundvierzig Minuten ein. Und selbst wenn Herr Genshû als Vorgesetzter seine Meinung vertrat, konnte er ihm in diesem Punkt nicht beipflichten.

Vorhin am Mittagstisch hatte Asako gesagt: »Für die kurze Strecke willst du doch nicht das Auto benutzen!« Und Herr Genshû, der das Fleisch seiner Makrele von den Gräten löste, nickte zweimal. Die beiden können eben nicht wirklich begreifen, wie es um mein Herz, um meinen Körper steht, dachte er. Jônen wusste, dass er immer, wenn die Depression von ihm Besitz ergriff, an Genshû als »Herrn« Genshû dachte. Womöglich war er daher gerade ein wenig depressiv. Dies hatte jedoch mit dem Problem der Entfernung nichts zu tun.

Wenn die Medikamente zu wirken begannen, bekam sein Herz eine Orientierung und fühlte sich leicht an. Die sechzig Billionen Zellen des Körpers dagegen begehrt jede einzelne für sich auf. Es war kein Gleichklang mehr zu spüren. Fast so als bediene er sich des toten Körpers eines Fremden, war ihm der Dienst im Tempel, ja sogar das Gehen zuwider. Er wollte auch nicht besonders gern Auto fahren, fand aber das Fahren im Vergleich zum Gehen angenehmer. Verlangte man von ihm, er solle sich von solch einer Empfindung frei machen, verlangte man vermutlich zu viel; dass sein Körper in dieser Weise reagierte, zeugte davon, dass er noch nicht ins Normale adjustiert war, so Jônens persönliche Auslegung.

Als Jōnen die tagsüber leere Garage am Abhang erreichte, trat er ein und lehnte sich an die hintere Betonwand. Hier stellte er auch den Regenschirm ab, der für ihn ein so großes Gewicht besaß, wie es wohl niemand anderes würde nachempfinden können.

Mit der rechten Hand rieb er sich die linke, an der er die Armbanduhr trug, blickte nervös und zweifelnd auf die Zeiger. Das Fortschreiten der Zeit ließ sich auf einer Uhr ohne Sekundenzeiger, so oft man sie auch fixierte, nicht ohne weiteres erkennen. Deshalb verging die Zeit nicht, sondern versank in dem Dunkel, das ihn umgab. Es waren noch dreißig Minuten bis zum vereinbarten Termin. Bis zu seinem Ziel, dem Haus von Yōhei, das an der großen Straße lag, konnte er innerhalb von fünf Minuten gelangen.

Mit diesen Überlegungen hielt er sich prüfend die Uhr ans Ohr. Es kam ihm so vor, als ob die Zeit – zuerst zerteilt, ohne regelmäßiges Pulsieren, in Stücke von Jetzt, Jetzt, Jetzt – allmählich in einen geordneten Fluss einmündete. Lag es an diesem Rhythmus oder daran, dass nun die Wirkung der Medikamente eingesetzt hatte: Als er das Ticken mit seiner spezifischen Geschwindigkeit wahrnahm, verminderte sich die Zahl der Wolken im Kopf und in seinem Gehirn stieg etwas auf, das klaren Gedanken schon nahe kam.

In der Tat konnte er es nicht leugnen, dass sich in ihm, als er mit der Reinigungszeremonie im Hause des Händlers betraut worden war, Widerstand geregt hatte. Ihm war, als hätte ihn das Gefühl des Unwillens auch vorhin bei der

Einnahme der Medikamente wieder erfasst. Nun, da die Medikamente bereits ein wenig ihre Wirkung entfalteteten, wurde ihm bewusst, dass sein Platz bei Genshû in diesem Tempel, in dieser Stadt war und dass er die Arbeit heute als eine Schwelle, die zu passieren war, erledigen musste. Er schuldete Genshû Dank für seine Anstellung als Mönch. Aber das war nicht das Entscheidende. Vielmehr empfand Jônen beinahe Stolz, dass gerade er sich für diese Aufgabe am besten eignete. Und Herr Genshû hatte wahrscheinlich auch vorausgesehen, dass Jônen zu eben dieser Einsicht gelangen würde.

Aus dem Dunkel der Garage heraus war nur ein Wall aus rechteckigen Quadern zu sehen. Jônen starrte auf den Steinwall, dessen Farbe sich im Regen zu verändern begann. Während er dem Ticken der Uhr lauschte, setzten sich seine Gedanken wie auf vorgezeichneten Spuren in Bewegung.



Vor zwölf Jahren hatte er im Alter von siebenundzwanzig einen Selbstmordversuch begangen. Er bereute nichts, wenn er daran dachte. Er bedauerte nur, dass er Genshû, seiner Mutter und seiner älteren Schwester, die alle nach seiner Rettung ins Krankenhaus geeilt waren, Sorgen und Mühe bereitet hatte. Der Entschluss zu sterben, war der einzige Ausweg in einer Situation gewesen, die ihm keine Wahl gelassen hatte.

Er hatte nicht wirklich sterben wollen, entsann sich aber seiner damaligen Überlegung: Dir bleibt jetzt nur noch der

Tod. Beinahe gefühllos erinnerte er sich inzwischen ab und zu, wie er auf einer Klippe gestanden und über sich selbst gelacht hatte, unter sich den pazifischen Ozean, im Blick die nur schwach von einem Leuchtturm beschienene dunkel tosende See. Ihm war nicht ganz klar, wann er eigentlich begonnen hatte, in diese Sackgasse einzubiegen. Lag es daran, dass er mit zwanzig in die Psychiatrie eingewiesen worden war und dort, umgeben von den vielen Kranken, eine sehr einsame Zeit verbracht hatte? Oder hing es damit zusammen, was seine behandelnde Ärztin, eine schöne neunundzwanzigjährige Frau, zu ihm gesagt hatte, als man ihn aus der Klinik entließ? Sie hatte bei den Untersuchungen ohne Anlass seinen Körper berührt – er dachte zuerst, das sei ganz normal – und hatte ihn dann so, als ob sie vermeiden wollte, dass einer der anderen Ärzte ihre Worte hören konnte, auf den Flur gezogen und zu ihm gesagt: »Ich wollte nur nett zu dir sein, weil du eine so schwere Krankheit hast.«

Oder hatte es mit dem Mönchsorden in Kyôto zu tun, in den er auf Wunsch der Eltern eingetreten war? Am schlimmsten war es, angefangen beim Essen, in der psychiatrischen Klinik gewesen. Doch danach ging ihm eine Sache nahe, die Genshû gesagt hatte: »*Zazen* scheint für Magen- und Darmerkrankungen und Krankheiten des autonomen Nervensystems gut zu sein, für manische Depressionen und besonders für Schizophrenie zeigt es aber gegenteilige Wirkung.«

Wenn er es sich überlegte, war weniger das *zazen* schuld am Aufkeimen seiner manischen Depression, sondern eher die ständigen Ermahnungen im Mönchskloster, bei denen

es immer hieß: »Erfülle deine Rolle!« Das Charakteristische einer Depression war es ja, zu sehr eine Rolle erfüllen zu wollen.

Genshû war er im Frühling begegnet, gerade nachdem er den Orden verlassen und ein zweites Universitätsstudium als Hörer mit Berufserfahrung aufgenommen hatte. Genshû, der seinerseits in den Orden eintreten wollte, saß in einem Leinengewand und mit angespanntem Gesichtsausdruck in dem Bistro vor einem Tempel und trank Kaffee, die Mönchstasche neben sich abgelegt. Später erfuhr Jônén, dass Genshû vier Jahre älter als er selbst war. Damals kam er ihm jünger vor. Jônén schlug seine Beine affektiert übereinander und fragte: »Bist du ein neuer Eleve?« Als Genshû sah, dass Jônén sich eine Zigarette anzündete, zog auch er aus dem Ärmel seines Gewandes Zigaretten hervor. Obwohl Jônén bei sich dachte, das ist ja einer, dem höfliche Zurückhaltung ziemlich egal zu sein scheint, kam ihm unwillkürlich ein Satz über die Lippen, der schon zum Gemeinplatz im Kloster geworden war – schüchtern fragte er: »Dürfte ich wohl rauchen.«

Das Abendstudium an der philosophischen Fakultät seiner ersten Universität, der Waseda, hatte Jônén bald abgebrochen, dann war er in die Psychiatrie gekommen. Als er dort entlassen wurde, ging er in den Orden. Nach zweieinhalb Jahren trat er dann in eine Universität in Kyôto ein. Zu diesem Zeitpunkt also begegnete er Genshû. Dafür, dass Jônéns Sackgasse über Genshû führte, konnte man diesem natürlich keine Schuld geben. Es gab – nach dem Zusam-

mentreffen mit Genshû – unzählige Gründe für seine Entwicklung in der Zeit an der Universität in Kyôto: Vor allem hatte er damals keine Freundin und er war ohne Rockband.

Nach dem Austritt aus dem Kloster fuhr Jônen, bevor er sein Studium begann, in den Frühlingsferien zurück nach Kagoshima. Dort konnte er gerade noch mit seinen Bandkameraden vom Gymnasium eine Platte machen. Er wollte die Eigenproduktion mit dem Titel »Die himmelblauen Tiere« herausbringen, doch die Band hatte kein Geld. Die Studiogebühr von 170.000 Yen hatte er durch einen Angestelltenkredit erhalten. Sein Vater hatte diesen für ihn aufgenommen und innerhalb einer Woche getilgt. Deshalb waren die Zinsen nicht so hoch gewesen. Jônen nahm das erste Mal in seinem Leben einen Job an – um sich zusätzlich das Geld für das Pressen der Schallplatte zu verdienen. Die drei Wochen vor Semesterbeginn, half er jeden Tag beim Sortieren von Werbeblättchen. Die benötigte Summe kam aber nicht zusammen. Schließlich entschied er sich nach einigem Hin und Her dann dafür, das wenige Geld, das er, bevor er nach Kyôto zurückging, verdient hatte, seinem Vater als Rückzahlung zu geben. Bei dieser Gelegenheit erlebte er, wie schwierig das Verhältnis zwischen Traum, wirtschaftlicher Realität und zwischenmenschlicher Verpflichtung war.

Die Aufnahme »Die himmelblauen Tiere« legte der Gitarrist der Gruppe einer Plattenfirma in Ôtemachi vor. Ihm wurde gesagt: »Ihr könntet die Nummer eins von Japan werden!« Aus diesem Grund hielt Jônen, auch als er schon an der Universität in Kyôto war, an seinem Wunsch fest, die Platte zu veröffentlichen. Weil er die wirtschaft-

liche Seite ein wenig kennen gelernt hatte, wollte er sich nun die 50.000 Yen nicht mehr von einer Angestelltenkredit-Agentur, sondern von einer etwas seriöseren Firma leihen. Dazu sprach er seine ältere Schwester an, die als Werbetexterin in Tôkyô arbeitete. Ein halbes Jahr hatte es allein gedauert, bis er seine Denkrichtung – vom Angestelltenkredit zur öffentlichen Anleihe, vom Vater zur älteren Schwester – geändert hatte.

Er wollte unbedingt singen. Während des Studiums in Kyôto war er, angespornt vom Kommentar »Rock pur« im Magazin »Fools' Mate«, vom Wunsch erfüllt, seine Musik in die Welt zu schicken. Während der vier Monate in der psychiatrischen Klinik war John Lennon erschossen worden und Machida Machizô hatte sein Debüt mit der Gruppe INU gegeben. Jetzt bin ich bald einmal an der Reihe, redete er sich ein und gewann endlich sein Selbstvertrauen zurück. Unzählige Male sang er in einer Aula der Universität. Ihm war, als habe er davon gesungen, dass Kennedy am dreiundzwanzigsten November, also am Geburtstag Jônens, erschossen wurde. Warum wusste er nicht, aber sogar dieses Ereignis hatte er aufgegriffen, um von sich zu singen. Eine eigene Band besaß er nicht. Er tat sich locker mit verschiedenen Leuten zusammen und sang dann, inspiriert von der Musik, spontan seine Songs. Er orientierte sich an dem Satz »*Break on through to the other side*«, den Jim Morrison von den Doors geprägt hatte, er sang über den *zen-kôan* vom »wahren Gesicht, bevor Vater und Mutter existierten«, suchte sich also dem unbekanntem eigenen Ich anzunähern, dem Ich bevor Vater und Mutter geboren waren. Er gab sein Bestes. Das Bewusstsein, dass das alles

nicht angemessen anerkannt wurde, bildete vermutlich den Ausgangspunkt für den versuchten Selbstmord.

Auf jeden Fall empfand er alles als erstickend. In der Zeit zwischen dem Austritt aus dem Orden und dem Beginn des Studiums lebte er in einem Nebengebäude des Tempels, das der alte Abt bewohnte. Laute Geräusche und sogar Lachen waren dort untersagt. Da der Abt ebenso den Genuss von Alkohol verboten hatte, fielen ihm auch kaum gute Liedertexte ein. Nur von einer dünnen Papierwand getrennt, wohnte im angrenzenden Zimmer ein älterer Kollege, der seine Klostersausbildung bereits abgeschlossen hatte und nun schon die Universität besuchte. Obwohl es bei Jônen ab und zu schrecklich laut war, verhielt sich der Nachbar geduldig und sanft wie ein Schaf. Wenn Jônen manchen Abend betrunken nach Hause kam, wurde ihm aber die Freundschaft aufgekündigt. Am nächsten Morgen brachte der Nachbar ihm mit gesenktem Gesicht ein Stück Schokolade vorbei. Seine Existenz war Jônen ein kleiner Trost. Woher kam also damals das erstickende Gefühl?

Ihm war, als habe sich Genshû, der im Frühling dem Orden beigetreten war, dann erstmals im Sommer in diesem Zimmer gezeigt. Jônen dachte, mit Genshû endlich einen Gesprächspartner gefunden zu haben, der verstand, was er meinte. Spontan hatte er ihm auf der Gitarre vorgespielt und dazu gesungen. Dem Song lag der neu arrangierte Text einer kurzen Erzählung zugrunde, die Jônen in der Gymnasialzeit geschrieben hatte. Es ging darin um die Entstehung seiner Lieder. »Kirschblüten sammeln sich zu meinen Füßen. Werden in die Luft geblasen. In den tiefhängenden milchfarbigen Himmel. Eine marineblaue B 29 mit der

Sonnenflagge zieht dort ihre Bahn. Vom Himmel schaut eine Viertelnote herab. Sie verkündet ein Liebeslächeln. Ich strecke meinen Arm zu ihr hin. Trete dabei in Hundekacke. Die Blüten tanzen. Voll des Wahns. Ein tiefes Atmen. Ich spüre es auf meinen Lippen.«

Das Lied sollte rätselhaft und mystisch sein, es war zwar nicht ganz gelungen, dafür formal recht ungewöhnlich. Genshû öffnete die Augen, die er während des Vortrags geschlossen hatte, lächelte und flüsterte: »Beinahe hätte es mich berührt.« Ob Genshû damit auf die Unausgereiftheit des Liedes hinweisen wollte oder damit auszudrücken beabsichtigte, für einen Mönch wie ihn sei es gefährlich, sich von einem Song wie diesem berühren zu lassen, war Jônen einen Augenblick lang nicht klar. Gleich darauf dachte er aber, Genshû müsse wohl beides gemeint haben, und lächelte zurück. Er war entschlossen.

*Lied vom Menschen, der sich nicht nach dem Äußeren
richtet*

*Wie sehr du dich auch fein machst. Von diesem Pferd
kannst du nicht absteigen. Du, behalte deine Lieder.*

*Die Zeiten sind Münzen mit Kehrseite. Tritt die Fassade
des Unglücks fort. Du, behalte deine Lieder.*

*Träume, die durch Frühlingswiesen laufen. Durch das
Dunkel tastend auf ein Morgen zu. Du, behalte deine
Lieder.*

Vor seinem inneren Auge erstrahlte immer noch der Glanz der Gruppe »Akebono«, die er bald nach seinem Eintritt in die Waseda Universität gegründet hatte. Bevor er in die

Psychiatrie kam, war »Akebono« als Repräsentant der Universität für den Matsuda College Sound Contest ausgewählt worden und die Band galt dort als aussichtsreicher Kandidat für den ersten Preis.

Ihm war, als hingen ihm die Worte, die Ami, seine damalige Freundin, gesagt hatte und die ihn und seine Gruppe von der Teilnahme abhielten, bis heute nach: »Wenn du immer solche selbstquälerischen Lieder singst, machst du dich damit fertig und die anderen auch.« Obwohl sich seine Songs von diesem Urteil nicht stoppen lassen wollten, hatten sie letztlich gegen eine Frau verloren. Er war also nicht aufgetreten. Auf Bitten hin übernahm er die Aufgabe eines Platzanweisers für die Gäste. Schließlich verlegte er dann nur den Ort seiner Auftritte in ein Livehouse in Kôenji und sang weiter, bis er ins Krankenhaus kam.

Und wie unmittelbar, wie mystisch wurden Jônens Lieder in der Zeit danach? Egal, ob er im Krankenhaus war oder im Kloster, oder ob er als Student ohne Disziplin umherstreifte und trank, immer umhüllte ihn eine Gewissheit, die keine bestimmte Form annahm.

Es war an sich keine Niederlage: Erneut brach er die Universität ab und kehrte nach Kagoshima zurück. Als er durch die Beziehungen seines Vaters einen Job im Tangoya, einem großen Kaufhaus, bekam und dazu mit dem Vorhaben, noch jede Nacht zwei Lieder zu verfassen, eine arbeitsreiche Zeit verbrachte, da befand er sich wohl schon inmitten der mächtigen Woge. Diese riss ihn mit sich und trieb ihn zu dem Selbstmordversuch auf die Klippe.

Wann geriet er nach dieser Heimkehr in eine Sackgasse? Obwohl er sich mit den zweihundert Liedern, die er in die-

ser Zeit schrieb, in einer fruchtbaren Phase befand, waren die Tage, in denen er sich zwischen den beiden Fronten aufrieb, irgendwie unheimlich. Als ob sich Rockmusik per se nicht mit fleißiger Arbeit vertragen würde, breiteten die sich in Jônens Kopf zusammenballenden dunklen Wolken ihre Schatten aus.

Vielleicht lag es daran, dass er sich zu sehr den Worten zugewandt hatte. Damals verfasste er nicht nur Songs, sondern schrieb auch verschiedene andere Texte. Sein Vater war Schuldirektor. Sie wohnten im fünften Stock einer Schule für Buchhaltung, der ein lokaler Vertreter der Konservativen als erster Vorsitzender vorstand. Wenn Jôn von seiner Arbeit im Kaufhaus, bei der er Waren verwaltete und kaum ein Wort zu wechseln hatte, zurückkam, drang die Sprache, mit der er nun umging, einer Offenbarung gleich auf ihn ein, so als käme sie aus einer feineren als der irdischen Luft. Jôn hielt einfach alle Eindrücke wirklichkeitsgetreu fest und reichte seine Manuskripte bei der Zeitung ein. Die Auswahlkriterien des Zeitungsverlags und die zynische Aufmachung eines seiner Beiträge trugen dazu bei, in ihm die Überzeugung zu stärken, dass die in der Welt verbreitete Obrigkeitshörigkeit etwas Verabscheuenswürdiges sei. Um ein Beispiel zu geben: Man hatte neben einem mit »Die Musik der Begegnung« betitelten Artikel von Jôn einen anderen gedruckt, der »Karaoke banzai!«, »Ein Hoch auf Karaoke!«, hieß – so in etwa war das Harmoniegefühl für Texte dort beschaffen.

Die Tage vergingen und die Wolkenschatten türmten sich über Jôn auf. Ihm war nicht klar, ob die Wolken die

Gesellschaft an sich waren oder ob sie sich nicht eher in seinem Kopf befanden.

Schneller als er es realisieren konnte, hatte man ihn aus der Warenverwaltung entfernt und in eine *tôfu*-Fabrik in der Vorstadt abgeschoben.

Zu dieser Zeit fand ein Kaiserbesuch statt. Der Festzug sollte an dem fünfstöckigen Gebäude, in dem Jônens wohnte, vorbeiführen. Natürlich wurde auch Jônens Zimmer aus Sicherheitsgründen von der Polizei durchsucht. Zweimal, dreimal. Man inspizierte ganz selbstverständlich die Bücher im Regal, sogar die Erotikhefte, die er in der Schublade versteckt hatte. Als Jônens den Polizeibeamten sah, der die Seiten jedes einzelnen Heftes durchblätterte, explodierte etwas in ihm.

Am nächsten Morgen blieb er auf der großen Brücke stehen, über die der Weg zur Tôfu-Fabrik führte. Er sah auf den Fluss hinunter. Als er um sich blickte, war es ihm plötzlich, als ob die Reihen der Lastwagen und Personenzüge, die hin und her fuhren, für einen Augenblick zum Stillstand gekommen wären. Er konnte eine Stimme hören – wie ein Maschinengeräusch: »Spring jetzt, spring runter!«

In diesem Moment kamen auch die Beschimpfungen zurück, mit denen ihn sein Vorgesetzter in der Fabrik übergossen hatte, und riefen ein brennendes Gefühl in ihm hervor. Er stellte sich jedenfalls vor, dass diese gleichsam anspornenden Worte den Selbstmord von ihm forderten. »Jetzt ist es genug. Heute Abend werde ich mich umbringen«, schrieb er damals in einem Gedicht.

Er tat es dann doch nicht. Warum aber suchte er, nachdem er sein Zuhause in der Absicht verlassen hatte, die Musik nun doch aufzugeben, einen Tempel in Nordostjapan auf, den Tempel, in dem sich Genshû befand? In jenem Sommer war er siebenundzwanzig. Damals hatte er begonnen, die Medikamente zu nehmen, die er auch heute noch nahm. Genshû war sozusagen eine Zwischenstation auf seinem Weg zur Meeresküste.

»Mein Herz, es trägt den Namen Zen. Du kennst das doch. Versuchen wir es ohne die Medizin.« Genshû hatte ihn zwar warm empfangen, ihm aber eine harte Bedingung gestellt.

Genshû hatte ihm dies entgegnet, als er ihm offen von den Medikamenten berichtete. Jônen war selbst entschlossen, es zu versuchen, musste dann aber feststellen, dass er einen blauen Himmel nur sehen konnte, wenn er die Tabletten nahm. Das einsame Gefühl, unter einem Himmel zu leben, der sich immer mehr verdunkelte, setzte ihm zu sehr zu. In diesem Sommer gab es außerordentlich viele Beerdigungen, so viele hatte auch Genshû noch nie erlebt. Sogar als die geschäftige Zeit der Gebete während des Totenfestes *obon* zu Ende war, riss die Welle der Totenmessen nicht ab, an fünf aufeinanderfolgenden Tagen verstarben Gemeindemitglieder. Genshû, der wohl Rücksicht auf Jônen nehmen wollte, hatte ihm die relativ unkomplizierten Gebete am Bett der Verstorbenen zugeteilt, so dass ihm die zeremoniell aufwendigeren, anstrengenden Begräbnisse erspart blieben. Fünf Tage lang durchgehend am Bett eines Verstorbenen zu beten, war dennoch eine große Belastung. Die Leichen in ihrem Futon besaßen eine plastische

Präsenz und erschütterten Jônens ohnehin schon schwach ausgeprägtes Daseinsgefühl immer mehr, auch wenn ihn die Gebete trugen.

Als ihn dann die Nachricht vom Ableben eines Fünfjährigen erreichte, für dessen Tod man keine Ursache fand und den man deshalb mit dem Phänomen des plötzlichen Kindstods erklärte, versagte ihm, während der Trauerfeier, bei der Rezitation des Kannonsutra, die Stimme. Genshû war mit ihm gekommen, beide saßen der Mutter und ihren Eltern gegenüber. Er merkte, dass Genshû, rot im Gesicht, ebenfalls mit zittriger, abgehackter Stimme las. Im Zimmer klang es nicht nach einer Gebetsrezitation, vielmehr war der Raum von Lauten erfüllt, die einem würgenden Keuchen glichen. Einerseits war er erleichtert, dass es nicht nur ihm allein so ging, andererseits fragte er sich, ob nicht er es gewesen war, der das Kind getötet hatte. Und nicht nur das Kind: Waren nicht all die Leute der Reihe nach gestorben, nachdem er in der Stadt erschienen war?

Was von diesem Moment an bis zu den Ereignissen an der Meeresküste geschah, daran erinnerte er sich kaum. Gewiss war, dass er einen Zug bestieg, der in Richtung Meer fuhr, dann anschließend in einen Bus wechselte und dass die Bushaltestelle, an der er ausstieg, als »Heimat von Noguchi Ujô« bezeichnet war. Weil Noguchi Ujô der Lyriker war, den Ami, seine Freundin, gemocht hatte, wollte er sich an dem Ort umsehen. Unversehens stand er dann auf der Kaimauer und blickte auf die Betonblöcke, die an der Küste entlang aufgereiht waren.

Er erinnerte sich daran, dass er hierher gekommen war, verscheucht aus dem Städtchen und verschreckt von den

scharfen Blicken, die ihm die Menschen auf der Straße zugeworfen hatten. Selbst als er ein Café betrat, fixierte ihn ein junger Mann. Ihm fiel bei dieser Gelegenheit erstmals auf, dass ihn auch unterwegs an jedem Bahnhof einige jugendliche Streuner der Reihe nach überwacht haben mussten.

Auf dem gegenüberliegenden bogenförmigen Küstenstreifen, den er von der Kaimauer aus sah, konnte er in der Entfernung, klein wie Bohnenkerne, tatsächlich ein paar junge Männer erkennen. Sie gehörten vermutlich dem örtlichen Jungmännerverband an. Neben ihnen stand ein Toyota Crown geparkt, hinter seinen Scheiben funkelten durchdringende, böse Blicke.

Jönen lauschte dem Schlagen der Wellen und wartete, bis es dunkel wurde. Als sich die Wasseroberfläche silbrig schwarz färbte, verschwanden auch die jungen Männer. Der Crown zischte davon, hinterließ ihm die Nachricht: »Wenn du dich nicht runterstürzt, vergewaltige ich deine Schwester!«

Verschwommen erinnerte sich Jönen an eines seiner Gedichte mit dem Titel *Und das ist doch wahr*.

*Ich sehe hoch in den Himmel. Ein gefallener Traum.
Ich schaue auf die andere Seite des Meeres. Tränen fallen auf meine nackten Füße. Auf den Flügeln der Vögel.
Das Leuchten gibt es immer. Ganz weit in der Ferne ...
Und das ist doch wahr ... Wie die Reise am Erdenhorizont namens Menschenleben, im Kampf mit dem Meereshorizont namens Schicksal.*

Natürlich war der Meereshorizont, der für das Allgemeine stand, wohl stärker als der Erdenhorizont, der für das Besondere stand ... Mit einem schwarzen Flügelschlag der Möwen war nun das Licht verschwunden.

Bei diesen Gedanken streifte Jônen seine *geta*-Sandalen ab, löste seine Armbanduhr vom Handgelenk, legte sie auf die Schuhe und begann zu den Betonblöcken hinunterzusteigen. Er wollte zunächst nicht in den Tod springen, sondern einfach nur ins Wasser gehen.

Irgendwo auf seinem Weg zog er Jacke und Hose seines Mönchsgewandes aus, fühlte die grausame Kälte, ging zu dem Betoneck zurück, von dem er gerade einen kleinen Sprung getan hatte. Er kauerte sich dort nieder, bekleidet mit einem dicken, langärmeligen Unterhemd und Shorts: Es war lächerlich. Wenn man von Kagoshima nach Tôhoku kam, hatte man eben die Kälte zu ertragen. Ohne es peinlich zu finden, kroch Jônen nun auf den Block hinauf. Mit dem Gedanken »Jetzt, jetzt aber« ging er auf einen mittelgroßen Hügel zu, hinter dem das Meer liegen musste. Der Herbstwind blies durch seine nassen Unterkleider. Es war so kalt, als wollten sie vereisen. Die Wellen zerrissen die Wasseroberfläche, auf der in der blauschwarzen Dunkelheit bloß noch eine Spur Silber zu sehen war. Die Brandung ließ den Boden erbeben.

Der Hügel war mit Strandrosen überwuchert und während er sich auf das Meer zubewegte, hatten ihn die Dornen überall blutig gestochen. Das scharfe Schaben der Zweige im Wind und das Dröhnen des Meeres, das wie Stöhnen klang, schienen seinen leeren Körper zu durchbohren. Er verfolgte mit seinen Augen das Licht des Leuchtturms, das

ab und an zu sehen war, stellte sich dann vor, der Turm zähle wie ein riesiges Metronom die Sekunden. Während er noch einmal in der Dunkelheit den Wasserspiegel fixierte, flüsterte er als eine Art von Entschuldigung an die Eltern »Tut mir leid« und sprang betend, dass seiner Schwester nichts geschehe, in die dumpf grollende Finsternis.

Er hatte aufgegeben auf das Ticken der Armbanduhr zu hören, betrachtete gedankenverloren den Steinwall und den Asphalt der Straße, da durchschnitt ein pfeifendes Geräusch das Nieseln des Regens. Als er den Blick hob, sah er die Frau des Lehrers Miyamoto, die in der Nachbarschaft des Tempels wohnte. Sie und ein kleines Mädchen, offenbar ihr Enkelkind, waren an der rechten Ecke der dunkelgrauen Mauer stehen geblieben und es schien, als würden sie sich fürchten. Das Geräusch von vorhin war vermutlich aus dem Mund des Kindes gekommen.

Jônen wurde bewusst, dass er ein finsternes Gesicht gemacht haben musste und er versuchte, eine sanftere Miene aufzusetzen. Es gelang ihm nicht allzu gut. »Guten Tag«, brachte er heraus und bemerkte, dass seine Stimme viel zu laut klang. Frau Miyamoto half ihm aus der Verlegenheit, in dem sie mit freundlichem Lächeln fragte »Haben Sie einen Schirm dabei?« Dieses Mal gelang auch ihm ein überzeugendes Lachen. Er sagte: »Vielen Dank, dass Sie sich Sorgen um mich machen« und wedelte mit dem Schirm, der hinter ihm an der Wand gelehnt hatte. Er wog schwerer als vorhin. Deshalb dachte Jônen, dass sein Kopf endlich für den alltäglichen Dienst tauglicher geworden sei. Er lächelte nun ein weiteres Mal und senkte schließlich den

Kopf. Er beobachtete, wie die beiden mit ihren Regenschirmen, einer mit Blümchenmuster und ein grüner, sich entfernten und schaute ihnen dann nach ein paar Sekunden wieder hinterher. Da begegnete er den Blicken der beiden. Irgendwie bildete er sich ein, sie wüssten genau Bescheid über die Medikamente. Jedenfalls neigte er lächelnd das kahl geschorene Haupt, während die Ärmel seines schwarzen Gewandes die Bewegung nachzeichneten.

Genaueres über die Medikamente wussten derzeit nur Tae und Genshû. Sein Vater hatte den Beipackzettel sicher gelesen, weil er die Mittel in der Praxis eines Nervenarztes in seiner Heimatstadt abholte. Er packte die Tabletten in eine schöne Plastiktüte, steckte sie in einen für Prüfungsunterlagen gedachten Umschlag der Buchhaltungsschule und verklebte das gesamte Päckchen zusätzlich fest mit Klebeband. Der Beipackzettel war allem Anschein nach ein Computerausdruck mit Fotoabbildungen der Tabletten, beinhaltete aber für einen Laien keine stichhaltigen Informationen. Eventuell war es als Vorsichtsmaßnahme gedacht für den Fall, dass man die Mittel verlor und unbekannte Dritte den Zettel lasen – man hatte auf den Erläuterungen zu allen drei Medikamenten unter Nebenwirkungen das Gleiche, Harmlose notiert: »Da sich Schläfrigkeit, Schwindel und gestörte Wahrnehmungen einstellen könnten, vermeiden Sie bitte das Autofahren sowie gefährliche Arbeiten, etwa an exponierter Stelle. Vermeiden Sie ebenfalls den Genuss von Alkohol!« Las man die Spalte über die Wirkung der Medikamente, konnte ein Laie aus dem Satz »Es dämpft die Erregung, die Halluzinationen und Wahnvorstellungen« sicher nicht erkennen, welches

der Mittel das Antidepressivum war und welches gegen die manischen Zustände wirkte. Aus diesen Worten konnte er zudem nicht unmittelbar folgern, dass es sich bei den Mitteln um ein Therapeutikum gegen Schizophrenie handelte.

Sein Vater hatte seit dem Tag, an dem er mit der Mutter Jônen unter dem Vorwand eines Gesundheitschecks in die Psychiatrie gebracht hatte – es war der achtundzwanzigste November vor etwa zwanzig Jahren, kurz nachdem er am dreiundzwanzigsten November zwanzig geworden war – geglaubt, dass Jônen an einer Neurose leide: So lautete die Diagnose. Die Mittel, die er damals genommen hatte, waren andere, als die, die er nahm, seit er siebenundzwanzig geworden war. Sein Vater dachte aber wohl in Bezug auf die neuen Medikamente nicht, dass sich Jônens Krankheitszustand verschlimmert haben musste. Auf jeden Fall war der Vater immer freundlich um Jônen besorgt gewesen. Und nun war er in diesem Februar gestorben, ganz allein.

Die Wirkung der drei psychoaktiven Mittel setzte jetzt ein. Tief in Jônens Gehirn formten sich Erinnerungsfetzen ähnlich dem fragmentierten Spiegel vorhin in der Küche. Zuerst erinnerte er sich – als habe er damit ein wärmendes Feuer entzünden wollen – an den Glanz der Tische in dem Livehouse, in der Zeit, als er völlig für die Musik gelebt hatte. Und dann an den plötzlichen, einsamen Tod seines Vaters in diesem Winter. Nein – was ihm wirklich vor Augen stand, war das Päckchen, das ihn am Tag nach dem Tod des Vaters erreicht hatte. Es enthielt ein Kinderspielzeug, daneben lag seine Medizin. Und dann das Lachen von Riu, der fünf geworden war. Und dahinter Tae mit ihrem nüchternen Gesichtsausdruck.

Unzusammenhängende Gedankenfragmente trieben in seinem Kopf wie in Wasser zerfließende Tusche. Das Geräusch des Regens, der auf das Dach der Wohnung über der Garage prasselte, lieferte ihnen gleichsam Muster für logisches Denken. Allem zugrunde lag immer das zwingende Gefühl, die Medikamente nehmen zu müssen. So wurden die umherschwirrenden Bilder zu einer zusammenhängenden Geschichte gebündelt. Diese bestand darin, dass er arbeiten und sich bemühen wollte. Dass er die Mittel, die ihm der Vater lange Zeit so fürsorglich geschickt hatte, auch aus dem Grund nahm, seine Familie, Riu und Tae, zu schützen.

Das Livehouse symbolisierte für ihn die Zeit, in der er noch keine Medikamente brauchte. Plötzlich erschien in Jônens Vorstellung das Bild von Amis weißem Nacken. Er erkannte, dass es gerade schon einmal vor seinem inneren Auge aufgetaucht war. Amis weißer, graziler Körper hatte sein eigenes konturloses Ich ohne die Medikamente in sich aufgenommen, gleichsam wie ein zartes Gefäß. In diesen Imaginationen verbarg sich irgendwo seine Bewunderung für dieses Ich. Die Erinnerung an Ami war nur ein einfaches Gefühl der Sehnsucht, das Livehouse jedoch das Vehikel, das ihm diese Sehnsucht erfüllte. Jônens Gehirn, das sich langsam in Bewegung setzte, erging sich in solchen Überlegungen.

Die Uhr zeigte ein Uhr fünfundzwanzig an. Sein Geist, munter wie der Affenmönch Songokû, trieb seinen Körper an, der träge war wie das Ungeheuer Sagojô. Jônens setzte sich in Bewegung. Beim Weitergehen nahm er die korrek-

te Haltung eines Mönchs an, die er sich, die Lehrjahre eingerechnet, in über zehnjähriger Praxis angeeignet hatte. Er nahm den letzten Salbei und die kleinen gelben Chrysanthemen wahr, die den Weg zu seinen Füßen säumten und bemerkte, dass er in die für ihn typische Jônen-Gehweise verfallen war. Da er immer mit gesenktem Kopf ging, hatte ihn Tae deswegen schon geneckt, und wenn sie zusammen in der Stadt liefen, ließ sie seine Gehweise sogar von Riu, dem Sohn, nachmachen. Deutlicher als vorhin nahm er jetzt Taes und Rius Gesichter wahr. Tae schien zu lächeln, im Unterschied zu seinem ersten bildlichen Eindruck von ihr.

Sie hatte ihn einmal wegen einer Sache als »Verrückten« beschimpft, hatte ihm mit ihrer ausgezeichneten Motorik sogar einen schnellen Kinnhieb verpasst. Doch Jônen wusste, dass sie es war, die ihn nun, wie Genshû sagte, unterstützte, wenn sie ihn auch nicht ganz verstand.

Sein Kopf richtete sich auf. Ganz klein sah er aus der Entfernung im Nieselregen wieder den Blümchenschirm und den grünen Schirm.

In der Hand von Frau Miyamoto sah er eine weiße Tüte und schloss daraus, dass sie mittlerweile im Supermarkt, der am Fuße des Hangs lag, Einkäufe getätigt hatte. Während sich die Schirme abwechselnd einander näherten und entfernten, kamen sie langsam die Hangstraße herauf. Jônen kümmerte es nicht weiter, wenn die beiden über seine Medizin Bescheid wissen sollten.

Die drei Medikamente verrieten nichts über sein Gehirn und außerdem hatte er Tae. Und er hatte Riu. Wenn sie Riu zu Bett gebracht hatte, gab es zwischen ihnen manchmal

Diskussionen, nein, eher redete Tae auf ihn ein: »Du Verrückter, irgendwann trenne ich mich von dir.« Aber er glaubte trotzdem, dass ihn Tae eines Tages – sein Gehirn eingeschlossen – mit allem, was ihn ausmachte, lieben und achten würde. Der Grund war ganz einfach, denn er war nun einmal nicht verrückt und überdies mochte er Tae immer mehr, selbst wenn sie ihm einen Treffer verpasst hatte und er im Bett auch schon mal einen echten Fußtritt bekam.

Jônen dachte, man hatte es sich mit der Verschreibung der Mittel gegen depressive und manische Phasen und gegen die Schizophrenie im Grunde zu einfach gemacht. Dahinter stand offensichtlich die leichtfertige Überlegung, es würde schon nicht allzu schlimm werden, wenn man die Hauptsymptome unterdrückte. Das sogenannte abnormale Gehirn wird in der gegenwärtigen Medizin nur in den drei genannten Kategorien behandelt und diese Zuordnungen hatten die Ärzte für ihre Theoriebildung getroffen. Damit musste man sich zunächst begnügen, wollte man das Gehirn einer normalen Funktion anpassen. Als er die Mittel absetzte, die er mit Anfang zwanzig bekommen hatte, forschte er im Lauf seiner weiteren Behandlung in Büchern nach und erkannte, dass man die Symptome, die berühmte Ärzte zunächst als Anzeichen der Schizophrenie klassifizierten, später häufig wieder anders auslegte. Bei Jônen war es ebenfalls nicht so, dass sich sein Zustand verschlechtert hätte, sondern dass sich die Medikamentengabe je nach Beurteilung der Krankheit änderte.

Er war, indem er sich das freundliche bärtige Gesicht seines behandelnden Arztes vorstellte, dazu übergegangen,

die aktuellen Mittel positiv als Medizin zu sehen, die gut bei ihm wirkte. Heute war die Anspannung so groß, dass eine heftige Abneigung in ihm emporstieg, als er auf die Wirkung der Medikamente wartete. Und das gleichzeitig aufkeimende Bewusstsein, dass er zur Zeremonie aufzubrechen hatte und sich dabei von etwas helfen lassen musste, das er verabscheute, überschwemmte ihn mit einem pathetischen Gefühl. Jônen visierte seinen Weg wie der Pfeil auf einer gespannten Bogensehne an und lief weiter geradeaus.

Während er sich darauf besann, den Kopf zu heben, traf er auf die zwei Regenschirme. Die Frau, die die Situation falsch auslegte, grüßte ihn mit den Worten: »Die Arbeit hat Sie sicher müde gemacht.« Sie fügte hinzu, so als ob sie auch das Kind, das etwa so alt wie Riu war, zu einem Gruß anleiten wolle: »Auf Wiedersehen.« Ihre leicht zögernde Stimme spiegelte ihr Bemühen direkt wieder. Jônen antwortete ebenso mit: »Auf Wiedersehen.« Er wunderte sich, wie sie hatte erkennen können, dass er müde war. Einen Augenblick lang zweifelte er erneut, ob sie nicht doch von seinen Medikamenten wusste. Plötzlich fiel ihm ein, dass er jenseits dieser Gedanken etwas Wichtiges vergessen hatte. Er hatte es, bevor er den Tempel verließ, versäumt, sein Vitaminpräparat zu nehmen. Natürlich, leuchtete es Jônen ein, dann musste man ja sogar äußerlich sehen, dass er erschöpft war. Zugleich schnürte seinen Körper ein starkes Gefühl des Bedauerns ein – wie eine Eisenkette. Er überlegte sich, kurz in den Tempel zurückzugehen und die Präparate einzunehmen, aber damit würde er sich verspäten. Eine Verspätung war ihm auf alle Fälle zuwider, schnell

laufen war ihm im Moment aufgrund der Medikamente nicht möglich. Unversehens war er wieder in die Jônen-Gehweise gefallen und spürte, den Blick auf eine ihm fast schäumend erscheinende Asphaltfläche geheftet, seinen Körper schwerer und schwerer werden.

Während Jônen den vom trüben Regen eingehüllten Abhang hinabblickte, bemerkte er, dass er sich jetzt in einem leicht depressiven Zustand, vermischt mit schizophrenen Anteilen, befand. Er konnte die Zusammensetzung nicht nach Belieben steuern, konnte sie aber, bedingt durch die lange Erfahrung, zumindest erkennen. Trotzdem gab es kein Gefühl des Bedauerns. Jônen setzte einfach seinen Weg fort und entsann sich einer Zeile, die er früher einmal geschrieben hatte: »Werde ich auf meinen Körper aufmerksam, fühle ich mich immer einsam.«

Vielleicht hatte Yôhei, der *tsukemono*-Händler, ähnlich empfunden.



Als er pünktlich vor dem Haus des Händlers angekommen war, war Jônen zu dem Schluss gekommen, dass ein grundlegender Unterschied zwischen Selbstmordversuch und Selbstmord bestand. Es gab wohl auch einen Unterschied zwischen Erhängen und Todessprung. Aber sicher bestand der größte Unterschied darin, dass er selbst sein Schicksal nicht gelöst hatte, Yôhei dies jedoch gelungen war.

Herr Genshû pflegte auf Totenwachen immer zu sagen, es gäbe dreimal so viele Überlebende wie Selbstmörder. Jônen hatte letztlich überlebt, weil sein Sprung nicht ins

Meer führte, sondern auf einen flachen Felsen und weil er nicht mit dem Kopf, sondern mit Arm und Allerwertestem aufgetroffen war. Es war nicht Feigheit gewesen, sondern Schicksal. Ging man von diesen Voraussetzungen aus, dachte Jônen, während er den Abhang hinabstieg, eine Brücke überquerte und dann noch eine Weile der großen Straße folgte, so war der Pfad, den er bis zu dem ihm gemäßen Selbstmordversuch beschritten hatte, wohl ein ganz anderer gewesen, als der Yôheis. Jônen blickte zu den dichten Zweigen einer Rotkiefer auf, die vom Eingang des Hauses bis zur Straße reichten und wurde plötzlich von Angst ergriffen. Doch bei dem Gedanken, es wird schon, wenn ich mich nur an die Unterweisungen von Herrn Genshû halte, kann ich die Reinigungszeremonie gewiss problemlos durchführen, raffte er sich wieder auf.

An der Art, wie er sich momentan an seine Vergangenheit erinnerte, an dieser Art, eine zwangsläufige Reihung der Ereignisse zu konstruieren, erkannte Jônen, dass er sich gerade wieder in einer stärkeren depressiven Phase befand.

Er konnte von der Zukunft nur als einer direkten Fortsetzung der Gegenwart denken. Diese Folge der Depression führte immer dazu, ihn in neuen Situationen ängstlich werden zu lassen. Wahrscheinlich war der Grund für die extreme Anspannung, die er angesichts der Zeremonie für den Händler empfand, das Resultat davon, dass er seine Vergangenheit als eine in sich geschlossene fortlaufende Geschichte wahrzunehmen suchte, obwohl diese in Wirklichkeit um vieles unzusammenhängender und fragmentarischer war. Jônen rekapitulierte ein weiteres Mal

für sich, wie er vor fünfundvierzig Minuten seine Medizin genommen hatte, richtete den Kopf auf und regulierte seine Atmung. Es war nun schon zwölf Jahre her, dass er von dem Hügel gesprungen war. Danach war er zunächst nach Kagoshima zurückgekehrt und hatte dann wieder für zweieinhalb Jahre in Kyôto das Leben im Kloster aufgenommen. So betrug seine Zeit als praktizierender Mönch, die Assistenz in dem Tempel in Kanagawa eingerechnet, mehr als zehn Jahre. Es würde alles gut gehen. Jônen befand sich zwar noch im Bann der Depression, munterte sich aber selbst auf, schloss den schweren Regenschirm und sagte mit gedämpfter Stimme: »Darf ich eintreten.«

Jônen entging nicht, dass die Frau, die sich vorne im Laden befand, für einen Augenblick überrascht blickte. Er hatte diese Reaktion bereits vorausgesehen. Man konnte nicht soweit gehen zu sagen, die Frau war enttäuscht. Es war nur eine ganz natürliche Reaktion darauf, dass es nicht Genshû war, der sich herbemüht hatte. Aber Jônen trug sich nun nicht mehr mit Befürchtungen. Gewiss war Genshû ein überaus fähiger Priester. Jônen war ihm zu Dank verpflichtet, dass er ihn aufgenommen hatte, obwohl seiner Laufbahn zum einen der Schandfleck des versuchten Selbstmords anhaftete, zum anderen der Umstand, dass er, obwohl er sich dann erneut den Übungen unterzogen hatte, vor fünf Jahren aus dem Tempel in Kanagawa hierher geflüchtet war. Aber gerade darum musste er sich hier und jetzt bewähren. Mit der heutigen Reinigungszeremonie für das Haus des Händlers musste er seinen wahren Wert beweisen.

Jônen war sich im Klaren darüber, dass in dieser Vorstel-

lung auch ein Stück Selbstüberschätzung lag. Er konnte Herrn Genshûs Stimme hören, die sagte: »Gib dich doch natürlicher.« Jônen folgte der Frau durch einen dunklen Gang mit Fässern, die seit der Beerdigung vor einer Woche dort abgestellt standen, zu dem Ort an dem der Selbstmord stattgefunden hatte. Wie um seine wachsende Aufregung zu meistern, dachte er wieder: Sieg oder Niederlage. Ihm war fast, als müsse er sich nicht Genshû stellen, sondern Yôheis Geist.

Tatsächlich herrschte eine seltsam dichte Luft in dem im hinteren Garten gelegenen Lagerraum: Hier hatte sich alles abgespielt. Es gab eigentlich keinen ungewöhnlichen Geruch außer dem von feuchten Pappkartons auf dem Lehm-boden. Trotzdem konnte man ihn als besonders aufdringlich empfinden.

Der bewusste Balken stach Jônen sofort ins Auge. Das Seil war schon entfernt worden, für ihn sah es aber so aus, als baumelte der Strick noch herab. Hinter ihm stand die Frau mit ihrem Schirm, was sich nicht gerade beruhigend auf Jônen auswirkte. Doch die merkwürdige Atmosphäre kam von dem Balken her. Dem viel zu niedrigen Balken. Wie kurz man das Seil auch nahm, die Füße würden immer den Boden erreichen. Er hatte den Eindruck, dass hier ein starker Wille lange mit Hindernissen gekämpft hatte.

Jônen stellte die von der Frau bereitgehaltenen Tellerchen mit Salz und Reis auf einen Karton. Dann wandte er sich um und bat, dass man ihm das Räuchergefäß, die Kerzen und die Reißzwecken, mit denen die Bilder der vier Himmelskönige zu befestigen waren, bringen möge. Die

Frau, die schweigend mit einem ernsten und etwas ängstlichen Ausdruck ins Haupthaus zurückging, mochte erst so um die vierzig sein. Der magere Körper in der weißen Küchenschürze strömte eine zugespitzte Spannung aus, die zu sagen schien, dass sie die ganze Welt – Jônen eingeschlossen – hasste.

Auf eine unbestimmte Art durchflutete den Lagerraum eine Aura des Widerstands, die sich schwer greifen ließ und die wohl davon herrührte, dass »die Seele noch nicht zu einem Buddha geworden« war. Beim Singen hätte er dies nicht als Widerstand empfunden, sondern als etwas, das Kraft gab, als etwas, das mit ihm gemeinsam anwesend war. Doch im Moment konnte er es nicht so auffassen. Er stellte die Kerzenhalter, die die Frau brachte, auf, platzierte dazwischen das Räuchergefäß und wurde sich dabei bewusst, dass er ein Zen-Mönch war. Man vertrat in dieser Lehre den Standpunkt, dass es keine Geister gab. Oder man berührte das Thema Geister nicht. Diese Position des Zen rekapitulierte er und befestigte jedes einzelne der von Genshû beschrifteten Bilder der vier Himmelskönige.

Er wandte sich nach links, fegte ein kleines Spinnennetz fort, das sich an dem Balken im Osten des Raums befand und heftete hier das Bild des Jikoku-Tennô an. Im Süden heftete er, dabei über einige Kartons steigend, den Zôjô-Tennô an. Im Westen befestigte er den Kômoku-Tennô. Da dachte er, er müsse den Raum als Ganzes überblicken und entdeckte, als er zur Seite sah, die Frau, die wieder mit ihrem Schirm draußen stand. »Bitte, treten Sie doch ein«, sagte er und befestigte das letzte Bild, das des Tamon-Tennô, während er dabei auf das nasse Haar der Frau, die zur

Tür hereinkam, hinabblickte. Ihm fiel ein, irgendwo einmal gelesen zu haben, Tamon (Vielhören) bedeute nicht, viel zu hören, sondern sich vielen zu Gehör zu bringen. Nun fragte er sich einen Augenblick, was man wohl in dieser Stadt über ihn, Jônen, zu hören bekam.

Als er »Treten sie doch ein« gesagt hatte und sich dabei vor die Frau stellen wollte, stieß sein Schenkel an den nur dürftig konstruierten Zeremonienaltar aus Pappkarton. Er berührte dabei die Frau und ein Wassertropfen blieb an seiner Stirn haften. Wie er ihn fortwischen wollte, kam ihm unvermittelt eine andere Szene in den Sinn.

»Ich habe großes Vertrauen zu ihnen«, hatte die Ärztin gesagt und schloss die Tür des Privatimmers ab. Sie öffnete Jônen, der auf dem Bett lag, die Knöpfe seines Hemdes, um die Untersuchung durchzuführen und lächelte bedeutungsvoll. »Wenn das jetzt jemand sehen würde, was würde der bloß denken.« Jônen erinnerte sich weniger an das Gesicht der Ärztin, sondern an ihr schrecklich spitzes Kinn und an den gespannten Nacken.

Der Rauch stieg fast in gerader Linie auf, als er die Räucherstäbchen angezündet und in das Gefäß gesteckt hatte. Ja, von dieser Gleichmäßigkeit her wird die Atmosphäre des gesamten Raums in eine Ordnung finden, dachte Jônen. Geister gibt es nicht, mit dieser Vorgabe brachte Jônen zuerst sein Herz ins Gleichgewicht. Eine ruhige Stimmung, die nicht den geringsten Zweifel aufkommen ließ, sollte das Gebet vermitteln. Dies genau war seine Aufgabe.

Das Sutra, das er rezitierte, trug die Bezeichnung »Trost der hungrigen Seelen«. Die ersten Worte kamen ihm in den Sinn: »Der, der aufrichtig um all die Buddhas der drei

Welten wissen will, muss die Natur der Dharmawirklichkeit erkennen. Alles ist allein eine Schöpfung des Herzens.« Dass also das Herz es ist, das alles erschafft, ist das Gesetz dieser Welt. Zuerst wollte er sein Herz erkennen. Doch als er den angestregten Atem der Frau hinter sich vernahm, wogte es auf und ab, auch wenn er die Augen schloss. Jōnen besann sich sofort. Seine Stimme würde wieder Ordnung stiften. Er schlug dreimal das Klangholz und begann das Sutra zu rezitieren. Das Bild der Ärztin verschwand sofort. Dann erinnerte er sich an das Päckchen, das sein Vater zuletzt geschickt hatte und daran, dass an dem Klebeband, mit dem das Päckchen umwickelt war, Haare hafteten. Die Polizei aus Kagoshima hatte ihm bereits die Todesnachricht übermittelt, als man das Päckchen vom Flugplatz her anlieferte. Obwohl der Vater immer schönes Papier benutzte und die Päckchen sorgfältig verschnürte, war diese Sendung nur notdürftig verpackt und überdies mit Haaren versehen. Haare, bei denen man gleich erkennen konnte, dass es sich um Vaters Haare handelte. In welchem Zustand musste er sich befunden haben? Jōnen konnte sich eigentlich nichts anderes denken, als dass der Vater schon am Mittag getrunken hatte. Doch war ein derartiger Verfall bei einem so großzügigen Menschen, der zudem die Ordnung hoch schätzte und als Sportler den vierten Dan beim Judo besaß, nur schwer vorstellbar.

Als Jōnen aus dem Krankenhaus kam und in das Kloster in Kyōto eintrat, hatte die Schule seines Vaters zum ersten Mal ungedeckte Schecks ausgegeben. Der dafür verantwortliche Direktor einer Druckerei hatte sich aus dem

Staub gemacht. Jônens Vater wollte die Schwierigkeiten mit einer Vergrößerung des Schulbetriebs überwinden, da brachen, noch vor dem Einsturz der Seifenblasenwirtschaft, die Finanzen zusammen. Im darauffolgenden Jahr, in dem Jônens den Selbstmordversuch unternahm, führte die Spekulation des Vaters die Schule in den Bankrott. Der Vater, der mit siebenundzwanzig die Schule selbst gegründet hatte und sowohl ihr Inhaber wie ihr Direktor war, wurde von da an als einfacher Lehrer beschäftigt. Auch die Mutter musste nun verdienen, denn das Geld reichte nicht, um die Schulden zu bezahlen. Vor Ort konnte sie schlecht auch nur eine Teilzeitarbeit annehmen, so musste die Mutter nach Kyôto ziehen, um dort ihrer Arbeit nachzugehen. Vater hatte den tapferen Entschluss getroffen, Mutter nur zweimal im Jahr zu sehen. Er verbrachte elf einsame Jahre. Irgendwann hatte Jônens einmal den Traum gehabt, sein Vater hätte angerufen und Riu verlangt. Dann hörte Jônens, wie der Vater in den Telefonhörer, den Riu ihm in die Hand gab, sagte, dass die Mutter gestorben sei und es nun niemanden mehr gäbe, der ihm beim Anlegen der Unterkleider zur Hand gehe. Es war ein merkwürdiger Traum gewesen, der ein Stechen in Jônens Brust hinterlassen hatte.

Über den Händler Yôhei wusste Jônens nicht viel. Vielleicht wollte er sich nun mit der Erinnerung an den Tod seines Vaters der Herausforderung stellen. Genshû hatte ihn zweifelnd gefragt: »Warum soll denn die Gebetsrezitation eine Herausforderung sein?« Aber als Jônens im Februar vor dem Sarg seines Vaters die Gebete sprach, hatte er tatsächlich zu bemerken geglaubt, wie sein Gebet religiöse

Kräfte entfaltetete und deshalb konnte er von seiner Idee nicht ablassen. Sein Vater entfernte sich, zugleich entfernte sich auch Yôhei.

Es gab keine Geister. Jônen las nun die Gebete beinahe so, als wolle er sich selbst davon überzeugen. Das *tsukemono*-Geschäft war vor kurzer Zeit neu errichtet worden und man hatte wohl Geld dafür geliehen. Doch Jônen fühlte sich sicher. Obwohl die Frau noch zwei Mädchen, die in der Mittel- und in der Volksschule waren, zu betreuen hatte, würde sie wohl eine Arbeit aufnehmen müssen. Jônens Gebet geriet jedoch nicht ins Wanken.

Er stellte sich vor, dass alles gut gehen würde. Seine Rezipitation war nun ausgesprochen ruhig und klar. Jônen konnte spüren, wie sich die Atmosphäre im Lagerraum harmonisch ordnete. In dem engen Schuppen, so stellte er sich vor, erreichte die klare und helle Harmonie jede Ecke. Diese Wahrnehmung änderte sich auch nicht als er die Verse des Großen Mitleids anstimmte. Er schlug den Rhythmus auf dem Klangholz, dachte, die Lautstärke sei ein wenig zu hoch und passe eigentlich nicht hierher. Dennoch wurde sein berufliches Selbstbewusstsein dadurch nicht beeinträchtigt.

Während der Totenmesse hatte nichts zu einem Stimmungsabfall Anlass gegeben. Vielleicht war es ungeschickt von ihm, dass er mit Beendigung der Messe der Frau half, die verschiedenen Utensilien wie etwa das Räuchergefäß aufzuräumen und sich dann zu einem Tee ins Wohnzimmer bitten zu lassen.

Auf einem *kotatsu*, der schnell bereitgestellt wurde, platzierte sie Teller mit Yôheis Pickles. Jônen schob sich,

während er der Frau am Tisch gegenüber saß, Stück um Stück der eingelegten Auberginen und Gurken in den Mund. In seinem Kopf formierten sich allerhand zusammenhanglose Phrasen – die Lage des gegenwärtigen Handelsverkehrs sei nicht günstig für ein kleines Händlerhaus wie dieses –, die er dann doch nicht zu artikulieren vermochte. Er griff also abwechselnd zu Tee und Pickles und wiederholte etliche Male den Satz: »Schmeckt wirklich ausgezeichnet.« Da wandte die Frau, Aubergine kauend, ihren Kopf langsam in die Richtung des in der Ecke des engen Zimmers positionierten kleinen Altars, auf dem das Porträtfoto des freundlich lächelnden Yôhei stand. Zu dem Foto gerichtet sagte sie: »Ein Idiot halt eben.« Sie spuckte die Worte gleichsam aus, und in dem jähen Decrescendo wurde das Wortende beinahe verschluckt. Auf Jônens Ohren traf dies wie Eiswasser.



Es war mühselig, bis zu seiner Unterkunft im vierten Stock zu gelangen. Er hatte sich vor fünf Jahren, als ihm Genshû eine Wohnung suchte und eine im zweiten und eine im vierten Stock zur Auswahl standen, für diese im vierten Stock gelegene Dreizimmerwohnung entschieden. Nicht nur wegen des Lichts, der Luftzufuhr und des Ausblicks, sondern weil er hier kein Gefühl der Bedrückung empfand. Da Tae schon im siebten Schwangerschaftsmonat war, hatte er wohl erwogen, dass der zweite Stock geeigneter sei. Für die sportliche Tae waren die vielen Treppengänge aber kein Problem. So einigte man sich auf die bes-

sere Aussicht. Kündigte sich die Schizophrenie an, war er um den vierten Stock froh, in dem er keine Belastung durch enge Räumlichkeiten oder durch die Nähe von Nachbarn hatte. Litt er unter Depressionen, war der Weg bis oben ungemein lang. Nicht nur die Hände trafen auf das kühle Geländer, er erklomm die endlose Treppe dann so, als ob sich gleich auch sein Gesicht daran reiben würde.

Nun kam der Zeitpunkt, an dem die Wirkung der Medikamente langsam nachließ. Er hatte sie um zwölf Uhr fünfundvierzig genommen und nun um 18 Uhr fünfzehn waren die fünfeinhalb Stunden vergangen. Früher in Kagoshima war er einmal für eine ärztliche Studie dazu befragt worden. Er konnte sich sogar an eine graphische Darstellung erinnern. Das Wissen um die fünfeinhalb Stunden bezog er allerdings nicht daher. Er wusste es als jemand, der die Mittel langjährig konsumierte, sozusagen aus eigener Erfahrung. Oder besser, irgendwann hatte er sich vorgestellt, es wären fünfeinhalb Stunden. Seit dieser Zeit vergewisserte er sich bei der Einnahme stets, ob die Stundenzahl zutraf. Jōnen war bis vor die Wohnung im dritten Stock gelangt und sah auf die Uhr. In fünfundvierzig Minuten würde die Wirkung der Medikamente aussetzen. Noch fünfundvierzig Minuten ... ein unangenehmes Zusammentreffen.

Für gewöhnlich endete seine Arbeit genau um fünf Uhr, doch heute war es ein bisschen später geworden. Um Viertel vor fünf hatte Asako ihn mit dem Hinweis, dass gerade der Regen aufgehört hätte, darum gebeten, das Besengras am Rande der Beete umzusetzen. Dabei musste er nur einige Grasbüschel, die neben der Reihe wuchsen, mit der

Wurzel ausgraben und umpflanzen. Da er von der Zeremonie gekommen war, ging diese Arbeit nicht voran. Er fühlte sich körperlich und emotional belastet.

Zwei Minuten vor fünf kam Herr Genshû mit Namu, der mit wackligen Hüften endlich ein paar Schritte gehen konnte, am Beet vorbei. Genshû sprach Jônen freundlich an: »Du kannst langsam damit aufhören.« Jônen stand in der Dämmerung, von oben gedankenverloren auf das rot gefärbte Besengras blickend, in der Hand den Spaten. Als Genshû sagte: »Ob dieser Winter wohl zu überstehen ist?«, hatte Jônen zunächst gedacht, Genshû meine das verpflanzte Gras, dachte dann, er habe über ihn gesprochen. Schlussendlich wurde ihm bewusst, dass Genshû, der sich neben Namu kauerte und dessen Kopf streichelte, den Hund gemeint hatte. Jônens Gehirn arbeitete wie das Mahlwerk einer Steinmühle.

In diesem Moment und auch jetzt, als er die Treppe hochstieg, beschäftigte er sich mit den Erlebnissen bei dem *tsukemono*-Händler, die ihn nicht losließen.

Endlich kam Jônen in seiner Wohnung an. Wie immer wusch er sich sofort die Hände und zog sich, nachdem er einige Worte mit seiner Frau gewechselt hatte, einen grauen Sweater und die dazugehörige Hose an. Er setzte sich neben Riu vor den Fernseher und nahm einen Schluck mit Wasser verdünnten Schnaps. Da geschah es. Als ob ein Tragetuch mit zu schwerem Gepäck geplatzt wäre, fiel er in einen Zustand unkontrollierbarer Depression. Es sind doch gerade einmal fünf Stunden vergangen, dachte er. Doch die Steinmühle drehte sich nicht mehr. Er registrierte, dass im Fernsehen irgendein Trickfilm lief. In seinen Kopf

reichte nichts hinein. Er glaubte sich zu erinnern, dass Taes üblicher Gruß, »Willkommen zu Hause«, fröhlich geklungen hatte. Die Worte, die aus der Küche kamen, machten jetzt jedoch keinen Sinn für ihn. Das Hacken des Messers auf dem Küchensbrett hörte sich wie der etwas zu laute Ton des Klangholzes am Mittag an.

Was der Anlass für den depressiven Schub gewesen war, darauf konnte sich Jônen nicht genau besinnen.

Ihm fiel nur ein, dass er – während er in der Dämmerung die Gräser umpflanzte – in seinem Kopf die Worte wälzte, die Yôheis Frau förmlich ausgespuckt hatte: »Ein Idiot halt eben ...«

»Du bist ein Dummkopf.« Das waren die Worte, die ihm Tae irgendwann hatte angedeihen lassen. Ihr war damals kurz nach dem Essen übel geworden. Sie legte sich auf das Bett, da hatte er ihren Bauch gestreichelt und gefragt, ob er den Rettungswagen rufen solle.

»Dieser Idiot!«

So rief sein Vater im Zorn, als Jônen, bevor er in die Psychiatrie kam, eines Abends betrunken das Schwert der in der Nische zur Dekoration aufgestellten Samurairüstung herausriss und es mit den Worten: »Dieses Kriegswerkzeug gefällt unseren Ahnen sicher nicht!«, in den Buddha-Altar rammte.

»Ach, was war ich dumm!«

Das sagte seine Mutter angesichts seiner Aufnahme in die Psychiatrie immer wieder. Denn Jônens Eltern und er

hatten sich nach einigem Zögern für sein Studium an der Waseda entschieden, als er die Aufnahmeprüfungen sowohl an der Buddhologie der Ryûkoku Universität wie auch an der Theologie der Dôshisha und an der philologischen Abteilung der Waseda bestanden hatte. »Hätten wir dich doch besser an die Buddhologie der Ryûkoku Universität geschickt«, sagte die Mutter ein ums andere Mal. Sie hatte Jônen, als er aus dem Krankenhaus entlassen worden war, noch einmal die Bewerbungsformulare gebracht.

»Du bist ganz sicher nicht dumm.«

Was hatten diese Worte nur bedeutet, die die Ärztin ihm im Krankenhaus gesagt hatte?

»Verkauf mich nicht für dumm.«

Das war ihm gesagt worden, als er während der Zeit seines zweiten Aufenthalts im Kloster in den Sommerferien nach Kagoshima zurückgekehrt war, um in einem Jazzclub seinen Live-Auftritt vorzubereiten. Jônen traf auf die junge begabte Designerin Reiko. In ihrem Apartment erlebte er die Leidenschaft der Liebe. Das Poster für den Auftritt hatte Reiko gestaltet. Dafür war er ihr dankbar, aber Reiko bemühte sich fast krankhaft darum, Jônens Managerin zu werden. Spaßeshalber sagte sie vor den Leuten: »Dieser Mann wird alles tun, was ich will. He, mach' mal die Klimaanlage an ... na, seht ihr.« Vielleicht hatte es ihm gar nicht missfallen, Anweisungen zu erhalten, so wie im Kloster. Doch dann hatte sie, während er mit Proben für den Auftritt beschäftigt war, an einem Tag darauf bestanden, er solle mit ihr ein Planetarium besuchen. Als Jônen,

mit sich ringend, schließlich zur Probe aufbrechen wollte, hatte sie ihm diese Worte entgegengehalten.

Verkauf' mich nicht für dumm – das hätte vielmehr er sagen können.

Verschiedene Situationen, in denen das Wort Dummkopf gefallen war, zogen an ihm vorbei. Dies geschah so schnell, wie er es in der manischen Phase der Schizophrenie erlebte. Ihm war, als ob sich die Eindrücke wie ein Marmoruster nur langsam zu einem Bild zusammenfügten. Während er auf das Besengras blickte, hatte er sich vor dem Erscheinen dieses Bildes gefürchtet.

Warum wusste er nicht, aber als er unter dem hohen blauschwarzen Himmel bei den Beeten stand, stellte sich bei ihm das Bild der glitschigen bläulichen Haut eines Makrelenhechts ein. In der ländlichen Gegend weit weg vom Meer, in der seine Mutter beheimatet war, galt der Satz: »Träume von Fischen bedeuten nichts Gutes.« erinnerte er sich an diese Worte aus seiner Kinderzeit, tauchte immer auch das gefürchtete, kalte Bild der Klingenfische auf.

Als er zum zweiten Mal ins Kloster gekommen war, hatte er sich auf einmal vor seinem Mitbewohner gefürchtet, einem Wandermönch, mit dem er sich früher gut verstanden hatte. Kam der Mönch in das Zimmer nebenan, stellte sich bei ihm die abscheulich real wirkende Vorstellung ein, der Mönch hielt ihm eine Messerklinge auf den Nacken. Dass er bald dachte, es sei keine Messerklinge, sondern ein Klingenfisch, lag vermutlich daran, dass es Herbst war.

Im Nachhinein erklärte er sich seine geradezu kindische Furchtsamkeit damit, dass er nie der Assoziation mit den

Schriftzeichen »Herbstklingenfisch« entkommen war. Wie er unter dem blauschwarzen Himmel stand, der einen Sog auf ihn ausübte, war ihm, als würden unzählige Klingenfische an seinen nackten Körper gedrückt. Er war unfähig, sich zu bewegen.

Schon früher mochte er den Herbst nicht. Im Herbst war er in die Psychiatrie gekommen. Es war auch Herbst, als er gesprungen war und ebenso war es im Herbst, als man ihn vom Kaufhaus in die *tôfu*-Fabrik zwangsversetzt hatte.

Herr Genshû war mit Namu an der Leine vorbeigekommen, da hatte die Depression bereits deutlich eingesetzt. Fast wie im Sichtfeld eines Hundes in einem Experimentalfilm von Abe Kôbô, den er früher einmal gesehen hatte, waren in seinem verengten schwarz-weißen Sichtfeld Genshû und Namu erschienen.

Sicher war er sich nicht, aber in dem Moment, in dem sich das Sichtfeld bedrückend schloss, war es ihm, als hörte er ganz leise und ganz von fern Musik, die Musik, nach der er suchte. Um mit den wirren Klängen und dem Lärm in seinem Kopf leben zu können, gab es für ihn nun einmal nichts anderes als zu singen. Dies ging ihm durch den Sinn, während er auf das im Dunkel nur mehr schwer erkennbare Rot des Besengrases starrte. Das rote Gras hatte ihn an sein rotes Haar erinnert – an die Zeit als er gesungen hatte.

Zum Abendessen gab es Curryreis. Wie immer richtete Tae alles ordentlich an. In der Mitte des Tisches standen zwei Teller –, einer mit feingeschnittenen Zwiebeln und einer mit Cocktailtomaten in italienischem Dressing. Die Essstäbchen wurden auf den Tisch gelegt und die Löffel ge-

reicht, doch Jônen befand sich immer noch in einem schweren, drückenden Stimmungstief.

Unbeeindruckt brachte Tae eine Dose Bier aus dem Eisschrank, öffnete sie, schenkte etwas davon in Jônens leeres Glas und goss auch ihr Glas voll, holte dann schnell noch den Acerola-Saft für Riu, goss auch ihm ein und sagte mit freundlicher Stimme: »Guten Appetit.« Riu hatte gleichzeitig mit Tae die Hände gefaltet und stürzte sich nun auf den geliebten Curryreis.

Tae hatte durch Erfahrung gelernt, wie mit dem depressiven Jônen umzugehen war. Früher hatte sie versucht, mit ihm zu reden oder ihm Mut zuzusprechen. Jônen hatte es ihr in seiner manischen Phase erklärt: In der Depression empfinde er die Worte von jedem von ihnen nur wie kleine zerstreute Körnchen. Sie erreichten ihn nicht, sondern seien nur als befremdliche Dinge wahrnehmbar. Tae konnte seine Erklärungen nachvollziehen. Fast als ob ihr sein Zustand egal wäre, sprach sie ihn nicht an, trank genüsslich ihr Bier, während sie mit Riu Fernsehen schaute. Jônen war benommen, nahm davon nichts wahr. Er schluckte das Bier hinunter, aß mit nach vorne geneigtem Kopf.

Auch Riu schien irgendetwas bemerkt zu haben. Er wollte sich gerade eine der kleinen Tomaten in den Mund schieben, da zeigte der Trickfilm im Fernsehen eine furchterregende Kampfszene. Schnell ließ Riu die Tomate auf den Esstisch rollen, drehte sich nach Jônen um und rief: »Fernsehen ausmachen!« Wenn in der Braun'schen Röhre eine unheimliche Szene erschien, zog sich Riu von dem Empfangsgerät zurück, als ob er es fürchte. Dieses Verhalten war für einen fünfjährigen Jungen wohl ganz

normal, dass er sich aber an Jônem wandte, resultierte vielleicht aus der besonderen Besorgnis, die ihm zu eigen war. Man hatte den Eindruck, dass er gezielt Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte, dachte Jônem vage. Er bewegte seinen trägen Körper und griff, während er dabei auch Taes Blick leicht auf sich ruhen fühlte, nach der Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus, so als ob er mit einer Pistole auf ihn schieße.

Nach Beendigung der Mahlzeit stand Tae auf, um den Abwasch zu machen. Jônem, dem in seiner typischen Art nur diese eine Verrichtung nicht unangenehm zu sein schien, ging in die Küche, um den Whisky vorzubereiten. Er öffnete den Kühlschrank neben Tae, goss den Whisky in ein Glas mit Eis, gab dann zur Verdünnung noch Wasser hinzu. Tae, die ihn mit Blicken verfolgte, wusste, dass er bis zum Einschlafen noch etliche Male den Whisky auf diese Weise zubereiten und so die Flasche bis zur Hälfte leeren würde. Sie hielt ihn für ziemlich verbohrte, doch er konnte ohne Alkohol, von der Menge einmal abgesehen, wohl nicht auskommen. Das galt für Jônem wie für diese ganze Familie.

In diesem Sommer war Jônem so von Bauchschmerzen gequält worden, dass er kaum mehr das Mittagessen im Tempel zu sich nehmen konnte. Beim Arzt stellte sich heraus, dass sowohl Leber wie auch Bauchspeicheldrüse in lebensbedrohlichem Zustand waren. Zwei Wochen rührte er deshalb keinen Tropfen mehr an. Jônem vermittelte in dieser Zeit beinahe den Eindruck, als hege er gefährliche Absichten, sein Blick wurde schärfer. Tae spürte noch heute ihre Furcht, dass ein völlig anderer Mensch aus seiner Haut kriechen könnte. Vielleicht lag es daran, dass er die

bewussten Medikamente nicht nahm. Jônen ging damals, wenn es Nacht wurde, nicht zu Bett. Als sich der Zustand von Leber und Bauchspeicheldrüse langsam gebessert hatte und er wieder Alkohol trinken und damit auch seine Medizin nehmen konnte, hatte Tae dies sehr begrüßt. Sie wusste natürlich, dass im Beipackzettel der Medikamente vermerkt war, man solle Alkohol meiden. Mit so einem Vermerk machte man es sich allerdings zu einfach. Tae pflegte selbst nach dem Baden zu trinken, gab sogar Riu ein wenig von dem alkoholhaltigen Getränk mit Ananasschmack. Wenn sich beide Jônen anschlossen, empfand dieser das als nette Geste und hasste die Worte auf dem Zettel. Tae besaß keine grundsätzliche Abneigung gegen Alkohol. Sie stammte aus einer Familie in Hokkaidô, die Sake produzierte. Als sie in einer Boutique in Tôkyô arbeitete, war sie Jônens Schwester begegnet. Die Schwester, die ihre Arbeit als Werbetexterin aufgegeben hatte, arbeitete im selben Hotel in einem Laden mit Silberwaren. Da beide öfters zusammen aßen, kam das Gespräch auf den jüngeren Bruder, der Mönch war. Dass Tae sich dafür interessierte, war eine Fügung des Schicksals. Sie schwärmte für diese klassische Welt so sehr, dass sie sogar in ihren Ferien eine Tempelrundfahrt in Kyôto unternommen hatte. Sie traf sich mit Jônen, als er sich in dem Tempel in Kanagawa aufhielt. Von Anfang an hatte sich Jônen als jemand präsentiert, der trinkfest war. Als sie sich immer öfter trafen, dämmerte es Tae, dass Jônen wohl kein allzu klassischer Mensch war, doch da war sie schon schwanger mit Riu.

Nach der Heirat fragte sich Tae unablässig, warum sie diesen Schritt getan hatte. Als sie über den nächstliegenden

Grund – weil Riu bereits da war – hinauszudenken versuchte, musste sie feststellen, dass sie, ehe sie sich dessen gewahr wurde, ebenfalls trank.

Sie dachte von Jônen und sich nicht als Ehepaar. Wurde sie von anderen danach gefragt, so antwortete sie, sie seien wie Vetter und Kusine. In Wirklichkeit, so erklärte sie dann immer, sei ihr Umgang aber doch nicht ganz so wie Vetter und Kusine. Eine zusätzliche Erklärung fiel ihnen beiden schwer. Jedenfalls hatte sie familiäre Gefühle für Jônen. Befand er sich in einer Depression, wurden diese Gefühle besonders stark.

Er hat vermutlich schon einige Gläser getrunken, dachte Tae. Jônen hatte sich, auch nachdem sie an den Tisch zurückgekommen war, bereits zweimal Whisky mit Wasser und Eis gemacht. Irgendwann zog er sich eine ockerfarbene Wollmütze, die ihm von Taes Familie geschickt worden war, auf und trank mit dieser Kopfbedeckung, weil er sich, wie er in der manischen Phase zu berichten wusste, mit der Mütze von den Stimmen, die von außen kamen, abschotten konnte. Sie bewirkte auch, dass die Dinge nicht mehr zerfielen und sich auflösten. Tae saß dem stillen Jônen gegenüber am Tisch und begann mit ihrer Handarbeit, der sie sich neuerdings verschrieben hatte: dem Anfertigen von Täschen aus japanischem Stoff. Da drückte Riu, sich an Tae lehrend, die Fernbedienung und sah wieder in den Fernseher.

Die Depression war auf alle Fälle besser als die manische Phase, denn dann verhielt er sich wenigstens ruhig. Es war ihr ja schon geholfen, dass er keinen Nackttanz vollführte. Es würde nicht damit enden, dass Jônen sich neben Tae,

die verschiedene Stoffmuster zusammenstellte, splitter-
nackt auszog und zur Musik tanzte. Setzte Tae ungerührt
ihre Handarbeit fort, präsentierte er seinen Penis und ziel-
te dabei in ihre Richtung. Riu amte ihn schon nach.
Sie hatte ihre Phase der Entrüstung bereits überwunden,
musste sogar darüber lachen und empfand es mittlerweile
manchmal eher als mitleiderregend. Riu erging es ähnlich,
wenn Jônem depressiv war, wollte er nämlich seine CDs
nicht hören. Riu war froh gestimmt: Dass er so wie jetzt
Fernsehen schauen konnte, hatte er einzig und allein der
Depression zu verdanken.

Im Fernsehen waren nach einer Weile nur noch einige
finstere Gesichter zu sehen, die mit wenigen Worten durch
die Dunkelheit schwebten. Das Kreischen einer Frau. Da
hob Riu, der sich mit der rechten Hand an Taes Hüfte
klammerte, die linke Hand an seinen Kopf und sagte:

»Nimm die Mütze weg. Geister haben Angst vorm
Mönch, nimm die Mütze weg.« Jônem hatte auf den Boden
seines leeren Glases geschaut. Dann geriet neben dem fle-
hentlich bittenden Riu auch Tae mit ihren besorgten Bli-
cken in sein Sichtfeld. Fast so, als werde der Focus einer
Kamera eingestellt, erschien in Jônens Pupillen, in denen
sich zunächst nichts widerspiegelte, langsam ein Licht, da-
nach Rius Gesicht. Tae konnte nicht nachvollziehen, was
Jônem dachte. Aber sie hatte, warum wusste sie nicht, seine
nächste Handlung vorausgesehen. Jônem, der sein leeres
Glas auf den Tisch abstellte, vollführte wie vermutet eine
formelle Verbeugung, nahm für einen Moment die Mütze
ab und setzte sie wieder auf, nachdem er fröstelnd den
Kopf eingezogen hatte.

»Wenn du dich so fürchtest, ist Schluss mit dem Fernsehen.« Mit diesen Worten führte sie Riu ins Bad und wurde ein wenig traurig. Sie dachte an Jônen und sich schon längst nicht mehr als an ein Ehepaar, nahm Jônen auch nicht mehr als Mann wahr. Tae hatte sich damit abgefunden, spürte aber ihren Wunsch, Jônen möge für Riu die Vaterrolle erfüllen. Sie dachte, ohne Kind würden sie sich schon getrennt haben. Dass sie jetzt nur noch an diesem einen Wunsch festhielt, stimmte sie sich selbst gegenüber ein bisschen mitleidig.

Im Bad massierte sie Shampoo in Rius Haar bis es schäumte. Sie fühlte deutlich, dass Riu seinem Vater, dem Mönch, immer noch Respekt entgegenbrachte. Das hatte sie ihm ursprünglich eingepflanzt. Zum Teil lag dies gewiss an ihrer eigenen unbegrenzten Phantasie im Hinblick auf Mönche im Allgemeinen, aber das war es nicht allein. Hatte nicht Genshû gesagt, dass Jônen eine schwer zu bestimmende Qualität besäße? Tae dachte, dass auch sie selbst sich nicht ganz von dieser Vorstellung getrennt hatte. Der Grund für ihre Heirat war nicht nur Riu allein gewesen, sondern dass sie sich für die ihr unbekanntere Welt interessierte, in der sich Jônen aufhielt. Die Welt der Mönche und der Musik. Über die Musik wusste sie bis heute noch nicht viel, und sie stand auch nicht im Zentrum ihres Interesses, aber der erste Eindruck, den sie von Jônen in seinem Mönchsgewand bekommen hatte, der war ganz sicher nicht falsch gewesen. Selbst wenn man sagen konnte, dass Jônen trank. Tae hing ihren Gedanken nach, rieb Rius Kopf und spülte den Schaum aus seinem Haar, bis er sagte: »Es tut weh.« »Betrachtet man Nen-san, fällt auf, dass

er manchmal plötzlich einen ganz Ehrfurcht erweckenden Eindruck als Mönch macht. Sicher wirkt er zunächst nicht ganz wie ein Zen-Mönch, aber in seinem Inneren wohnt ohne Zweifel ein wirklich wunderbarer Priester«, hatte Genshû ihr mit ernstem Gesicht gesagt. Tae überlegte, ob vielleicht die Zeiten mit etwas Depression und einem leichten Anflug von Schizophrenie gemeint waren – doch zweifellos war es ja immer derselbe Jônen.

Ob es der in Genshûs Aussage erwähnte »wirklich wunderbare Priester« war, den sie attraktiv fand, wusste Tae nicht. Aber sicher war, dass sie in manchem Moment, sollte sie ehrlich sein, sich immer noch von diesem Etwas in Jônen angezogen fühlte. Wie wenn die negativen Pole von zwei Magneten sich einander annäherten, verschob sich das Etwas schnell in die Richtung der Depression, der Manie oder der Schizophrenie. In welchem Zustand Jônen wirklich er selbst war, konnte man, da er sich ja immer im Übergang von einem zum anderen Zustand befand, kaum fassen. Dem Moment vergleichbar, da die beiden Magnete rasch aneinander vorbeistreifen, konnte man ein –, zweimal im Monat denken, nun habe man den wirklichen Jônen angetroffen. In diesen Zeiten war Jônen sehr zugänglich. Man hatte sich viel zu sagen und Tae entdeckte in ihm dann den Partner, mit dem sie am besten reden konnte. Das absolute Glück konnte man es gewiss nicht nennen, aber in diesen Momenten dachte sie, dass er ein Mann war, der zu ihr passte.

Tae war sich bewusst, dass sie ihn in der Phase der Depression nachsichtiger beurteilte. Sie spülte die Seife von Rius Körper ab, wusch sich selbst den Seifenschaum vom

Körper und stieg dann mit ihm in die Badewanne. Die Gedanken an ihre Unzufriedenheit mit Jônen wollten sie noch weiter beschäftigen, doch ihr Körper, der allmählich wärmer wurde, schien etwas anderes zu denken. Sie drückte Rius Schultern, die noch immer nicht im Wasser waren, hinunter. Während sie dabei von eins bis dreißig zählte, dachte sie an Jônens fast schon an Dummheit grenzende Aufrichtigkeit und seine wilde Unkontrolliertheit, die gewiss schon auf Riu übergingen. Sie schrieb dies nicht den Medikamenten zu, sondern verstand dies als Jônens Wesen. Tae betrachtete im Wasser Rius kleinen Penis, dem man noch nicht mit Abneigung begegnen musste. Vielleicht war jenes Wesen etwas, was allen Männern ... nein, dem Ding Penis zugehörig war, dachte Tae und lächelte traurig.

Jônen trank auch heute mit ihr das alkoholische Mixgetränk mit Ananasgeschmack. Ein wenig goss er Riu ins Glas, der ebenfalls etwas davon haben wollte. Er holte neue Gläser für sich und Tae. Sie dachte, dass Jônen, der im Haushalt keine Hand rührte und nun stumm im typischen Jônen-Gang umherschlurfte und sich nützlich machte, wie ein schlaffer Penis wirkte.

Riu, der sein kleines Glas umklammert hielt, bat bei dieser Gelegenheit meist darum, die CD mit Wassergeräuschen hören zu dürfen, die er von Asako bekommen hatte. Jônen wartete schon immer ganz erfreut auf diese Bitte. Heute legte er sie, als er nur kurz Rius Blick streifte, wie selbstverständlich ein. Er hatte früher einmal gesagt, dass er in trauriger Stimmung durchaus Musik hören wolle, in depressiven Phasen jedoch kein Bedürfnis danach habe.

Dass Riu Interesse an Musik zeigte, schien Jônen aber sehr zu freuen.

Die CD gab fortwährend das Geräusch eines schnell fließenden Gebirgsbachs wieder. Dazwischen gab es manchmal einen Ton wie von Steinen, wenn sie zusammenstoßen. Im Gegensatz zu Riu, der mit geschlossenen Augen, das Kinn vorgestreckt, voller Behagen lauschte, so als ob ihn die Stromschnellen kitzelten, konnte man bei Jônen kaum einschätzen, an was er dachte. In seinen Augen, die wie ein tiefer Sumpf wirkten, flackerte, wenn die Stelle mit den Steinen kam, ein unheimliches Licht auf.

Tae trug Riu, der wie stets beim Musikhören schläfrig geworden war, ins Nebenzimmer. Während sie ihm die Brust gab, wurde sie selbst müde. Wie sie dann den Ausschnitt ihres Kleides ordnete und zurückkam, hielt Jônen die Gitarre umschlungen und trank den Whisky mit Wasser, den er sich gerade gemacht hatte. Von der gestern angebrochenen Flasche Black Nikka war nur noch ein Viertel übriggeblieben. Als wollte er den Kopf, den er kaum aufrecht halten konnte, stützen, lehnte er ihn an die Gitarre, befand sich also in einem Zustand, in dem es unmöglich war, zu spielen. In der linken Hand das Glas, die Gitarre unter die rechte Achsel geklemmt, zupfte er die Saiten. Man konnte vermuten, dass er auf die CD und den Ton der Steine einging, andererseits wirkte es so, als ignoriere er sie. Es klang, als sei darin die Essenz von Jônens Bewusstsein enthalten. Tae, die ihre Handarbeit wieder aufgenommen hatte, hob ihr Gesicht und sah Jônen an. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass die Töne irgendeine Mitteilung enthielten. Tae setzte ihre monotone Nadelarbeit fort, überlegte für

sich, dass Jônen wohl sein ganzes Leben lang unabdingbar mit Musik in Verbindung stehen müsse. Und so musste man ihn auch jetzt, wie er es vor einigen Tagen angekündigt hatte, bei der Verwirklichung eines Konzerts in dieser Stadt gewähren lassen.

In den fünf Jahren, seit er hier lebte, hatte er zweimal in Kôenji ein Konzert gegeben. Zweimal war er zusammen mit Riu nach Tôkyô gefahren. Jônen hatte dort vor seinen Auftritten getrunken und getrunken. Tae dachte, dass sein Konzert für das Livehouse eine Belästigung dargestellt haben müsse. Als Angehörige war es ihr peinlich. Von der musikalischen Seite her konnte Tae das nicht beurteilen, aber sie dachte, dass sich die Sache insgesamt nun schon erledigt habe. Dieses Mal jedoch hatte Jônen verkündet, bei dem Konzert mit nur einem einzigen Glas Whisky auskommen zu wollen. Das konnte sie ihm, nach allem was gewesen war, nicht glauben und hatte dem Auftritt nicht zugestimmt. Vielleicht, so fiel ihr ein, war dies der Grund für seine jetzige Depression.

Jônen saß noch da, ohne Anstalten zu machen ins Bad zu gehen. Die Gitarre im Arm schenkte er sich den Rest aus der Flasche für einen letzten Schluck ein. Mittlerweile war das Täschchen fertig. Sie stand auf, um es an den Griff der Kommode im Schlafzimmer zu hängen, setzte sich dann wieder Jônen gegenüber an den Tisch.

»Dann versuch es doch mal.«

Auf Taes Worte antwortete Jônen nicht, sondern zupfte an der G-Saite. Er beugte sich ein wenig über die Gitarre zu ihr hin und blickte ihr unverwandt in die Augen.

»Du trinkst aber wirklich nur ein Glas Whisky!«

Sie hatte den Eindruck, dass das die ersten Worte waren, die Jônens Ohren am heutigen Abend erreichten. Tae kam es so vor, als steige vom Grund des Sumpfes aus eine große Welle empor und breche sich in Jônens Augen. Er seufzte leise, schüttelte seinen Körper und man dachte, er würde nun wild in die Saiten greifen. Doch er stand plötzlich auf und ging zur Eingangstür, an der seine Pilgertasche hing. Mit der Gitarre im Arm kam er wieder zurück. Er öffnete das Etui mit den bewussten drei Medikamenten, nahm also nicht wie üblich vor dem Einschlafen nur das Beruhigungsmittel. Was hatte er vor, wenn er sich jetzt die Medikamente verabreichte, dachte Tae. Jônens griff zu dem Whiskyglas, das auf dem Tisch stand und schluckte die Tabletten hinunter. Er stand mit einem Lächeln auf und begab sich ins Bad.

Tae trank eiskalten Sake Marke Teufelstöter und ging dann ohne auf Jônens zu warten ins Bett. Jônens riss sie aus dem Halbschlaf, als er den Arm um ihre Hüfte legte. An ihrem Hals spürte sie heftigen Atem. Für einen Moment zögerte Tae, nahm dann ihre Kraft zusammen, wies ihn schroff ab und schlug ihn, der sowohl seine Bewegungen wie auch sein Atmen eingestellt hatte, mit der Faust auf den Schenkel. Kurz war ein Stöhnen zu hören. Tae fühlte noch die Hitze Jônens, der sich zurückzog, in ihrem Rücken. Sie schöpfte gierig nach Luft und ließ ebenso heftig ihren angehaltenen Atem entweichen. Der Griff an der Kommode geriet ins Schwanken und einige der zehn dort aufgehängten Täschen fielen herunter. Während sie in der Dunkelheit auf Rius Schlafgeräusche lauschte und wahrnahm,

dass Jônen die Bettdecke bis an den Kopf zog, dachte sie: »Ich hasse ihn nicht, aber Sex muss nicht mehr sein.« Sicher war es für sie beide am besten, wenn sie sich als Vetter und Kusine verstanden. Fast schon zwei Jahre hatte Tae auf die Leidenschaftlichkeiten von Jônen nicht mehr reagiert.



Die Depression schien dieses Mal seltsamerweise mit einem einzigen Abend beendet zu sein.

Der abgewiesene Jônen konnte keinen Schlaf finden, was aber weniger an Tae lag, als an den Tabletten. Er stand auf, aß die Melone, die er vom Tempel bekommen hatte und griff nach dem Wasser im Eisschrank. Weil er immer noch nicht müde wurde, zog er schließlich ein altes Notizbuch mit Gedichten und Prosatexten hervor und vertiefte sich bis um drei Uhr in die Lektüre. Dass er nicht einschlafen konnte, war nun vielleicht darauf zurückzuführen, dass er einen seiner Texte mit dem Titel »Worte und Musik« gelesen hatte. Am nächsten Morgen litt er zwar an Schlafmangel, trank aber Kaffee und wollte sich gleich auf den Weg zum Tempel machen. Als er an der Wohnungstür stand, kam ihm der Text wieder in den Sinn. Und als er in das kleine Auto stieg, erklang sofort Lou Reeds *Trade in* wie ein entspanntes Geständnis. Da er die Melodie ohne Schwierigkeiten erfassen konnte, bemerkte Jônen, dass die Depression zu Ende war.

Beim Fegen des Innenhofs, bei der Messe mit Genshû sowie während des abendlichen Spaziergangs mit Namu ging ihm etwas nicht aus dem Sinn.

»Reden bringt nichts. Schweigen und Handeln! Ich glaube sogar, man kommt zu nichts, solange man große Worte machen kann. Früher konnte ich über die ›Sache‹ gewandt reden, doch jetzt, da sie mir wichtig ist, kann ich es nicht. Weil ich erst jetzt zu ›leben anfangen‹.«

Um was es sich bei der »Sache« handelte, fiel ihm nun nicht mehr ein. Die Zeilen stammten aus der Zeit als er vierundzwanzig war, in dem Nebengebäude des Tempels seines Meisters wohnte und kurze Zeit zuvor Genshû getroffen hatte. Er hatte damals die Gewissheit erlangt, dass er seine Worte singen würde. Ohne Befremden dachte er, dass diese Gewissheit auch seinem jetzigen Gefühl entsprach.

Jônen verbrachte einige Tage, in denen er Genshû nichts von dem geplanten Konzert erzählte, zu dem Tae ihre Zustimmung gegeben hatte. Dafür gab es keinen besonderen Grund, er wollte nur eine gewisse Zeit warten, bis das Konzert für ihn zur Tatsache geworden war.

In diesen Tagen befand er sich ein wenig in der manischen Phase mit einem gewissen Anteil an Schizophrenie. Die Phase, in der er seinem eigentlichen Wesen als Jônen nahe kam, hielt damit an. Wenn er mit dem Wagen von und zur Arbeit fuhr, wartete immer schon Lou Reed. Das übliche *Trade in* verkündete, »morgens um acht Uhr bin ich einem neuen Ich begegnet« und im Stück *Set the Twilight Reeling* wiederholte er: »Ich nehme mein neu entdecktes Ich an und taumele durch den frühen Morgen.« Lous Worte sollten wohl sagen, dass er sich durch die Begegnung mit einer neuen Frau selbst entdeckt hatte und nun glücklich und erfüllt war. Aber das hatte keine Bedeu-

tung für Jônen. Er war nur froh darüber, dass Lou Reed, dessen Lieder er mit neunzehn gesungen hatte, immer wieder tolle Platten herausbrachte. Lou schrieb, dass er im Alter von neunzehn über ein Dutzend mal dem Elektroschock ausgesetzt worden war. Und dass er sogar bei weltberühmten psychiatrischen Ärzten in Behandlung war. Auf der Flucht vor seiner Drogenabhängigkeit, verfiel er dem Alkohol. Trotzdem sang Lou Reed weiter seine Lieder. Hartnäckig und stolz. Auch *Heroin* sang Lou im Dur-Akkord. Das war das Wichtigste.

Da »Worte und Musik« durch die Begegnung mit Genshû inspiriert worden war, kam es ihm so vor, als spiegele der Text, an den er sich nun im Tempel erinnert hatte, sehr präzise seine momentane Geisteslage. Bei der Teepause wurde Jônen gesprächig und erzählte unter anderem davon, dass Lou Reed den Präsidenten der Tschechischen Republik, Havel, interviewt habe. Genshû, der vor einigen Jahren in Tschechien gewesen war, ging darauf ein und sagte, dass der Erfolg der unblutigen Revolution wohl an der Kraft der Musik und des Humors der Tschechen gelegen hätte. Jônen reagierte erfreut und gab spontan die Worte »Terror kann keine Kunst sein, aber Kunst kann Revolution sein« wieder, die in seinem Kopf eingepägt waren.

Genshû sprach dann über die unvermeidliche Spaltung Tschechiens und der Slowakei, doch Jônen, der an seiner Zigarette zog und Instant-Kaffee trank, dachte an Lou Reed und an seine eigenen Notizen »Worte und Musik«, beides abenteuerlich miteinander vermischt.

»Die, die sich auf das Wort verlassen, sollten mit der Musik aufhören«, lautete eine prägnante Aussage von Yano

Akiko – allerdings auch mit Worten. Der Wille, das Ich, das sind auch Angelegenheiten des Wortes. Wie Yano gesagt hat, einfach leben, ohne sich groß Sorgen zu machen. Die Musik kann letztlich wohl nur Prophezeiungen leisten. Wenn das so ist, möchte ich nur gute Prophezeiungen verkünden. »Damals hatte ich vermutlich Jim Morrison im Kopf, der wie in seinem frühen Lied *Moonlight Drive* gestorben war. Ein Mann, der fulminante Worte ausspied und unter Qualen immer nach der unbekannteren Welt jenseits der Tür gesucht hatte. Und dann hatte er endlich die Tür durchbrochen.« »Meine frühen Texte waren vielleicht schlecht, aber lassen wir das mal beiseite. Ich mag jedenfalls Menschen, die Worte haben. Menschen, die Worte haben, sprechen nicht in modischen Phrasen. Sie prägen Worte. Ohne sich darüber auszulassen, können sie in ihrem Herzen, das, was das Gegenüber meint, in ihre Worte umsetzen.« »Ein Satz aus Lou Reeds Essays: ›Jeder soll für die Musik sterben‹. Die in diesem Satz enthaltene tiefsinnige Metapher haben die Menschen aus Tschechien wohl am klarsten erfasst. Man sollte letztlich nicht wie Jim Morrison sterben.« »Man singt nicht mit der Gitarre ›Es ist kalt‹. Man darf es nicht singen. Kalt ist ein Modewort. Man singt über die Kälte, die man selbst fühlt. Hält man mir vor, das sei alt, habe ich gar nicht die Absicht neu zu sein. Ich gehöre zur New Wave.«

Jönen wusste nicht mehr, welchen Satz er früher geschrieben hatte und welcher jetzt entstanden war. Aber das war kein Problem, da sich sein momentanes Selbst mit allem identifizieren konnte. Ihm war bewusst, dass diese Art des Denkens die war, die sich gern in der manischen Phase

einstellte. Er konnte jedenfalls nicht dagegen steuern. Jōnen wurde bald vierzig Jahre alt und er hatte darüber nachzudenken begonnen, was für einen Live-Auftritt er zu diesem Anlass geben wollte. Er hatte nicht die Absicht Lou Reed nachzuahmen, aber der stellte seine Orientierungsmarke dar. Ich will lang leben, dachte er.

In diesen Tagen nahm er auch anlässlich der Messen keine Medikamente zu sich. Er war der Auffassung, dass es sein Leben verlängern würde, wenn er so lange wie möglich auf die Mittel verzichte. Darüber hinaus hatte er den Eindruck, dass sein Blick dadurch etwas milder ausfiel, etwa wenn man nach einer Totenmesse die übliche Zusammenkunft mit den Angehörigen absolvierte. Manchmal wurde er ungeduldig, wenn sein Gegenüber zu langsam redete und er ging dann in Gedanken die Mitglieder seiner Band oder die Örtlichkeiten der Veranstaltung durch. Jōnen beherrschte auch die Konversation über die Reisernte, um die Laune der älteren Männer vom Lande nicht zu verderben. Wenn er darum gebeten wurde, etwas Besinnliches zu sagen, steuerte er die heitere Geschichte von der »Krabbe, die sich während ihres Lebens immerfort häutet« bei, die Genshû häufig vorzutragen pflegte. Auf alle Fälle trank er das ihm angebotene Bier. Und wie er trank, überlegte er sich, dass er sich nicht häuten, sondern die verschiedenen Ichs allesamt als sein Ich besingen wollte. Seine Gemeindemitglieder konnten vermutlich nicht ahnen, was er da dachte.

Vor dem Schlafengehen nahm er nur das Beruhigungsmittel und bis dahin verbrachte er zu Hause angenehme Stunden. Er trank Whisky mit Wasser und notierte die

Worte, die ihm einfielen, wenn er am Tisch saß. Im Hintergrund lief Brian Enos *The Heart Beat of the Fourth World*. Ein Album, in dem Eno die Trompete Jon Hassells mit elektronischem Klang unterlegt hatte.

Damals, als er in die philologische Abteilung der Waseda eingetreten war und schon nach drei Tagen nicht mehr in die Universität ging, hatte ihm der Besitzer des Livehouses in Kôenji etwas gesagt, das ihm jetzt wieder einfiel: »Wie du aussiehst und wie du redest, bist du fast so cool wie Brian Eno. Warum verhältst du dich nur so schwerfällig?«

Unversehens glitt ein bitteres Lächeln über Jônens Gesicht. Tae, die ihm gegenüber saß, frühere Handarbeiten auftrennte und neu nähte, sagte spöttisch: »Was gibt's denn, Alter?«

»Bin ich eigentlich wirklich so schwerfällig?«

»Na ja, ein schwerfälliger, verrückter Alter«, antwortete sie sofort.

Geriet Jônen in seine manische Phase, hatte Tae schon mal unter seinen Nackttänzen zu leiden. Dafür besaß er die Tugend, dass Tae alles unverblümt äußern konnte. Halb erheitert, wandte sich Tae wieder ihrer Handarbeit zu.

»Alter, was machst du?«, fragte Riu, der die Hand auf Taes Hüfte gelegt hatte. Wenn Jônen in guter Laune war, ahmte Riu Tae nach, die von Jônen als Alter sprach. Papa nannte er ihn nur, wenn er sich einschmeicheln wollte oder Jônen depressiv war.

»Papa arbeitet. Riu, wie war es im Kindergarten? Wieder schön?«

»Der Takeshi hat mir auf den Kopf gehauen.«

»Warum denn?«

»Weiß nicht.«

»Hast du zurückgeschlagen?«

»Nee, hab ich nicht.«

»Warum?«

Als wolle sie Jônens das Wort abschneiden, sagte Tae in diesem Moment: »Riu, du bist wirklich toll.« Jônens, der es hörte, erinnerte sich daran, dass er im dritten oder vierten Jahr Volksschule beim Baseballspiel mit einem Mitschüler aus einer der unteren Klassen an der First Base einen heftigen Zusammenstoß hatte und sie eine Blessur am Schädel davon trugen. Alle beide unterdrückten ihre Schmerzen, und da es keine andere Heilmethode für dieses Loch im Kopf gab, als abzuwarten bis alles wieder zusammenwuchs, gingen sie wie gewöhnlich jeden Tag in die Schule. Ob das nun cool war oder vielleicht doch schwerfällig?

Er wandte sich erneut seinen Aufzeichnungen zu. Aber in seinen Gedanken erschien ihm wieder der Besitzer des Livehouses in Kôenji mit seinem bärtigen und freundlich lächelnden Gesicht und Jônens sagte zu ihm: »Ich bin eben nicht cool.«

Jônens hatte damals gerade von seiner ersten Liebe eine Abfuhr erhalten. Er hatte sie in Tôkyô wieder getroffen. Sie war ein Jahr älter als er und hatte die Schule, in die sie beide gingen, abgebrochen. Sie spielte ausgezeichnet Jazz Piano und malte auch sehr gut. Durch sie hatte er die Bilder von Egon Schiele kennen gelernt.

Inspiziert davon, malte Jônens jeden Tag auf einem Stoff, den er an die Wand seines Zimmers gespannt hatte. Sie kam oft mit ihrer Kamera in das Zimmer. Kein einziges

Mal hatte sie ihm die Fotos gezeigt, machte jedoch jedes Mal, wenn sie ihn besuchte, Aufnahmen von ihm. War er cool gewesen in dieser Zeit?

In ihr Zimmer ging er nur ein einziges Mal. Und das war auch das Ende. Sie bot ihm dort Marihuana an, er versuchte es und bekam ein wohliges Gefühl. Jônen, der damals noch unerfahren war, küsste sie, wollte ihre Brüste lecken; doch hielt er mit den Worten »Nein, ich kann das nicht« in seinem Tun inne. Unvermittelt begann sie von ihm, der nun weiter Marihuana rauchte, eine Skizze anzufertigen. Als die Zeichnung fertig war, überreichte sie ihm das Blatt zusammen mit dem Hinweis, dass dies das letzte Treffen gewesen sei. »Du siehst fürchterlich aus«, sagte sie und jagte ihn mitten in der Nacht aus dem Zimmer. Weil er ein Aloha-Hemd mit Technomuster trug und durch die Gegend stolchte, hielt ihn ein Polizist an: »Was machst du da?« Vielleicht hatte er auch geweint. Jônen antwortete wahrheitsgetreu: »Meine Freundin hat mich gerade rausgeworfen«, und das war sicher nicht allzu cool. Die leichte Wirkung des Marihuana konnte den Lärm im Kopf nicht mildern.

Danach flüchtete sich Jônen in ein Livehouse, das an seinem Weg lag. Lee Oscars Mundharmonika war dort zu hören gewesen. Der Besitzer, der bemerkt haben musste, dass mit ihm etwas nicht stimmte, lud ihn nach Geschäftsschluss zu einem Eistee in einem nahe gelegenen Café ein. Jônen erinnerte sich auch, dass man hier Tom Waits hörte, der zu den Tönen eines alten Jazzpianos Blues sang.

Als Tae und Riu ins Bad gingen, ließ Jônen den Kugelschreiber über das Papier gleiten.

Frühlingszähne

Ziehe die Fäden des Möglichen heran, das an den Worträndern, den Blatträndern beginnt.

Insektenfresser und von Insekten gefressene Blätter.

*Zu diesem Unterschied, zu dieser Verbindung. Ein son-
niges Familienrestaurant.*

*Die Eltern essen. Die Kinder essen. Oder beschimpfen
einander.*

Das Dessert ist auch schon weg.

Und dann noch:

Wintersonett

Eine lautlose Schneenacht.

Die Träume der schlaflosen Kinder explodieren.

Schneetreiben beginnt.

*Die Erwachsenen stehen am Morgen früh auf,
um den Schnee wegzuräumen.*

Das schlaflose Kind, das bin ich. Ich gehöre nicht zu denen, die den Schnee wegräumen, sondern zu denen, die den Schneefall verursachen.

Das »Wintersonett« war noch nicht fertig geschrieben, da kamen Tae und Riu aus dem Bad zurück. Jônen stellte das übliche Alkoholgetränk mit Ananas bereit und sagte zu Tae: »Als Band stelle ich mir ein Saxophon, einen Drummer und mich an der Gitarre vor. Ist die Minimalbesetzung für eine Rockband und irgendwie ein bisschen seltsam, oder?«

»Warum?«

Unvermutet verlor er den Zusammenhang. Dann kamen ihm verschiedene Orte der Stadt in den Sinn. Die Halle im zweiten Stock des Bestattungsunternehmens. Das Café »Yagura«. Oder die Gasse mit den Bars, die Jizô-Yokochô hieß. Und dann auch der Karaoke-Snack »Kokoro«, den er ab und zu aufsuchte. Jônen ließ sich darüber aus und hatte nun das Gefühl, dass sein Konzert überall möglich sein würde.

Tae brachte Riu ins Schlafzimmer. Jônen erinnerte sich an ein Selbstporträt, das er gemalt hatte, als er von seiner ersten Liebe im Stich gelassen worden war. Auf einen weißen Stoffgrund hatte er Linien mit schwarzem Stift gezogen. Er hatte es dann später an die Wand seines Zimmers in Kagoshima geheftet. Freunde schreckten davor zurück und sagten oft, dass er dort wie ein Geist aussehe. Nachdem Jônen in Genshûs Tempel gekommen war, hatte er das Porträt, das der aus ihm kommende Lärm geschaffen zu haben schien, verbrannt. Zusammen mit seinem Adressbuch verfeuerte er es auf dem Müllverbrennungsplatz des Tempels. Zu dieser Zeit wollte er den Lärm verneinen, die Lage irgendwie verändern. Heute wusste Jônen, dass auch der Lärm zu seinem Ich gehörte.

Das Wort »Lärm« stand für seine Person, die sich, als er zum zweiten Mal im Mönchsorden lebte, auch beim *zazen* nicht konzentrieren und den Zustand der Einswerdung nicht erreichen konnte. Nahm er die Medizin, wurde der Lärm unterdrückt und es wurde leichter, die Gedanken in eine klarere Richtung zu lenken. Doch der ihm übergeordnete Verantwortliche im Tempel erlaubte ihm die Einnahme der Medikamente nicht. Saß er, quälten ihn

Geräuschhalluzinationen und der Lärm. Jônen aber dachte: Der Lärm entsteht vielleicht durch subjektive Wahrnehmung. Aber gibt es denn überhaupt in dieser Welt etwas anderes als den Lärm? Alles in der Welt wird vom »Herzen« geschaffen. Die Menschen nennen die unangenehmen Dinge Lärm, in Wirklichkeit aber ist das Selbst auch ein Lärm. Gelingt es einem, mit dem Lärm gemeinsam zu sein, so verschwindet das, was man als Lärm empfindet und dann löst sich der Lärm in Nichts auf. Ein neues Ich würde entstehen, das sich nicht in der Manie, der Depression oder in der Schizophrenie befindet. Und dieses Ich ist das Ich, das dann besungen werden muss, nein, das singen muss.

Irgendwann war Tae zurückgekommen und hatte wieder begonnen, die Täschchen zu nähen. Jônen schrieb am »Wintersonett« weiter. Enos CD verbreitete wie immer lyrische Vagheit. Jônen passte sich der Melodie und dem Rhythmus an und geriet in eine nachdenkliche Stimmung. Enos Denken und das seine stimmten so genau überein, dass es kaum einen Unterschied gab. Irgendwie empfand Jônen, dass auch Tae das verstand. Verschiedene Worte kreisten in seinem Kopf. Er konnte fühlen, dass er in einem ausgeglichenen Zustand war. Jedenfalls formten sich Worte wie himmlische Boten zu einem Satz, der besagen wollte: »Ich bin glücklich.« Zu diesem Schluss kam Jônen.

Während die manische Phase mit ihrem Lärm vorbeiging, konnte Jônen seine Lieder schreiben und in Gedanken den Ablauf des Konzerts entwerfen. Da er sich klare Aufgaben

gestellt hatte, vollführte er auch keine Nackttänze mehr. Er leistete sogar manchmal Tae Gesellschaft, wenn sie mit dem Wagen in einen weiter entfernten Supermarkt fuhr.

Wenn es ging, wollte Jônen das Autofahren unterlassen. Besonders in den Zeiten des Lärms kam es oft zu gefährlichen Situationen. Auf dem Beipackzettel hieß es, dass man nach Einnahme der Medikamente nicht mehr fahren sollte, dabei war er auch ohne die Mittel schon nicht als Fahrer geeignet.

In den Tagen, an denen er keine Tabletten genommen hatte, schritt die Manie voran. Selbst wenn er wollte, konnte er keinen Schlaf finden. Das ähnelte den Phasen spezieller religiöser Übungen im Tempel, in denen man eine Woche nicht schlief. Er hörte Taes und Rius Atem, starrte unverwandt in die Dunkelheit, um schließlich aufzustehen. Er griff zur Gitarre, beabsichtigte ein Gedicht zu schreiben. Dies machte ihn nur noch wacher: eines der Muster, mit denen sich das Ende der Manie ankündigte. Jônens Kräfte näherten sich in diesen Tagen einer Grenze an.

Als er am Vortag Genshû von seinen Konzertplänen berichtet hatte, spürte er, er würde zusammenbrechen, wenn er noch weiter wartete. Er hatte zunächst gedacht, er wolle warten, bis der Live-Auftritt zu einer Selbstverständlichkeit geworden war. Nun waren seine Pläne für ihn bereits so selbstverständlich geworden, dass er, wenn er dazu weiter geschwiegen hätte, nichts mehr hätte sagen können.



Jônen kam an diesem Morgen zur Arbeit und Genshû empfand die aufgeladene Atmosphäre. Wie jeden Tag saßen sie im Wohnzimmer vor dem aufgebrühten Tee. Jônen dankte mit gefalteten Händen dafür. Es war so wie immer. Doch Jônen ließ seinen Blick ins Nichts abschweifen, ohne sich in die Zeitungslektüre zu vertiefen. Seine Augen haben eine seltsame Leere, dachte Genshû. Es war nicht der dumpfe Augenausdruck vom Alkohol der letzten Nacht. Er glaubte wahrnehmen zu können, dass darin ein Wort stand, wie ein festes Zentrum. Es schien Genshû, Jônen verwandele zuweilen ein in ihm keimendes Wort in Energie oder sei auch manchmal von ihm verhext.

»Geht es dir gut?« fragte er. Jônen antwortete: »Mir geht es zur Zeit zu gut, deshalb kann ich nicht schlafen.« Genshû goss Tee in Asakos und seine Schale und nippte daran. Für einen Moment glaubte er eine unruhige Stimmung zu spüren. Jônen begann in der für die Manie typischen, nicht distanzierenden Weise zu sprechen.

»Übrigens, Genshû-san, ich nehme keine Medizin.«

Befand sich Jônen im Zustand der Manie, sprach er Genshû nicht mit der Respektsform »sama«, sondern nur mit »san« an.

Genshû nickte und nahm es schweigend zur Kenntnis.

Zur Vorgeschichte gehörte, dass er Jônen vor zwölf Jahren einmal ohne viel zu überlegen dazu veranlasst hatte, die Medikamente abzusetzen. Dadurch hatte er ihn zu dem Selbstmordversuch getrieben. Nach diesem Vorfall konnte er nicht vermeiden, dass sich bei ihm in Bezug auf dieses Thema immer größte Vorsicht einstellte. Als Genshû weiter schwieg, seufzte Jônen leise und fuhr fort:

»Ich kann nun mal nicht anders als singen.«

»... Nen-san, gegen dein Singen habe ich nichts. Das war bis jetzt immer so.«

»Vielen Dank. Dieses Mal sind es wieder die gleichen Musiker wie damals in Kôenji. Ich denke, es wird das Trio mit Saxophon und Trommel.«

»Ich freue mich schon darauf«, sagte Asako mit unbekümmerter Stimme. »Und zeige dann auch das Video. Du lässt es doch sicher aufnehmen?«

Doch Jônen hatte plötzlich einen angespannten Gesichtsausdruck. Er legte beide Hände auf die Knie, verbeugte sich höflich zu Asako hin, wandte sich dann aber ohne ihr eine Antwort zu geben wieder Genshû zu.

»Ich möchte das Konzert in dieser Stadt veranstalten. Es soll kein Video sein. Ich möchte, dass ihr kommt, um es zu hören und zu sehen.«

»Das ist schön! Wo wird es denn sein?«

Asako zeigte unbefangen ihre Freude, Genshû trank schweigend Tee. Jônen blickte unverwandt auf Genshû.

Einem früheren Live-Konzert in Tôkyô hatte Genshû, nach seiner Meinung gefragt, sofort zugestimmt.

Einmal gefragt, ob es in der Nachbarstadt nicht einen passenden Ort gäbe, hatte er damals Bekannte angesprochen, die ein Livehouse ausfindig machten. Ihm war bewusst, dass Jônen, wenn er sang, mehr als wenn er trank, er selbst werden konnte. Im Mönchskloster waren sowohl Alkohol als auch Musik mehr oder weniger verboten. Man war zum Klosteralltag gezwungen, in dem man nur die auferlegten Aufgaben zu erfüllen hatte. In einem Gemeindetempel war das anders, da war es nicht damit getan, nur

Gebote wie nicht trinken und nicht singen zu befolgen. Diese Auffassung vertrat Genshû und hatte sie Jônen, als er ihn zum zweiten Mal bei sich aufnahm, mitgeteilt.

Sollte der Auftritt allerdings in dieser Stadt stattfinden, war die Sachlage eine völlig andere. Die Konzerte Jônens, die Genshû kannte, waren nur die zwei Video-Mitschnitte von den Auftritten in Kôenji. Er hatte etliche Male mit Jônens getrunken, als er noch in dem abgelegenen Zimmer im Tempel des alten Meisters wohnte. Und er hatte Jônen in diesen fünf Jahren oft bei den Banketten nach einer der Veranstaltungen des Tempels miterlebt, wie er dort trank und sang. Jônen legte die alltägliche Ernsthaftigkeit ab, begab sich selbst auf den Höhenflug der Ekstase, noch bevor er die Menschen in den Rausch hineintrug: Diesen Eindruck bekam man. Genshû verstand, dass es eine immense Befreiung für Jônen selbst darstellen musste. Für die Umgebung war es sicher eine Möglichkeit, in Berührung mit der wahren Essenz von Musik zu kommen, doch für Jônen, der nicht aufhören konnte zu trinken, gab es kein Halten. Viele Menschen hatten vermutlich wenig dafür übrig, sich so weit vom Alltäglichen zu entfernen. Noch weniger wollten sie von der »heiligen Verrücktheit« wissen, bei der Götter und Teufel eins wurden. In einem kleinen Städtchen mit einer Bevölkerung von 20.000 Einwohnern ein Konzert zu veranstalten, hieße, das Unterfangen, dort als Priester zu wirken, in Gefahr zu bringen. Zu dieser Ansicht war Genshû gelangt.

Jônen musste Genshûs Meinung kennen. Während Genshû über eine Formulierung nachdachte, sagte Jônen, nachdem er mit Elan einen Schluck Tee getrunken hatte:

»Ich habe Tae versprochen, dass ich dieses Mal nur ein Glas Whisky mit Wasser trinken werde.«

»... das bringst du wirklich fertig?«, fragte Genshû direkt.

Jônen schloss seine Augen. Nachdem er für eine Weile das Innere seiner Lider fixiert hatte, kam mit kräftiger Stimme und viel Atemluft ein »Ja!« hervor.

Asako, die die Wochenangebote in der Zeitung studiert hatte, hob das Gesicht. Sie sagte: »Nen-san, dann streng dich wirklich an!« Sie lachte. Genshû, der sich wohl schon seine Meinung über die passende Örtlichkeit gebildet hatte, zugleich jedoch starke Zweifel hegte, ob es wirklich nur bei diesem einen Glas bleiben würde, spürte eine unaufhaltsame Kraft in Jônens Augen und stimmte schließlich zu.

Als Asako ging, die Wäsche zum Trocknen aufzuhängen, kam das Gespräch auf die Frage des Orts. Jônens Gesicht entspannte sich. Er streckte ein wenig das Kinn vor und sagte mit dem Ausdruck, den er immer hatte, wenn er Selbstvertrauen empfand: »Mir ist es überall recht. Wenn es in dieser Stadt ist. Sogar am Straßenrand.« Dann zählte er die Möglichkeiten auf. Für Genshû, der immer realitätsbezogen dachte, war es klar, dass nur der Karaoke-Snack »Kokoro« in Frage kam, den Jônen zuletzt genannt hatte, da man nur dort mit der Lautstärke von Saxophon und Trommel zurechtkam. Genshû äußerte seine Überlegungen. Jônen zündete sich eine Zigarette an, nahm aber nur zwei Züge und sagte fast ein wenig enttäuscht »verstanden«, um dann die Zigarette im Aschenbecher auszudrücken. »Nen-san, du sagst nur ›verstanden‹. Bist du denn

nicht der gleichen Meinung? Es wird sicher ziemlich laut und dort vermeiden wir es schon mal, die Nachbarn zu belästigen. Für die Leute, die nicht zu den Zuhörern zählen, ist Musik, so wunderbar sie auch sein mag, nur ›Lärm‹.« Als Reaktion auf das Wort »noise«, das Genshû soeben gebraucht hatte, zwinkerte Jônens Lid. Doch er schien gleich an etwas anderes zu denken. »Ja, sicher«, antwortete er, machte sich aber wohl um die mögliche Anzahl der Gäste Sorgen. Im »Kokoro« konnten nur ungefähr zwanzig Leute Platz finden.

»Als Lou Reed vom Premierminister Havel um ein Konzert gebeten wurde, hat er gesagt, dass ihm eine große Menge Leute unangenehm wäre.«

Genshû wollte Jônem zuvorkommen. Die Information hatte er in der »Lou Reed Lyriksammlung« gelesen, die ihm Jônem geliehen hatte. »Die Maxime, je mehr, desto besser, ist ja wohl nicht das Wahre, oder?«

Jônem sagte mit einem Gesichtsausdruck, als sei er gerade von einer Reise zurückgekehrt: »Das ist in Ordnung. Bisher war die höchste Zuhörerzahl auch nur 80.«

»Wie viele wären denn ideal?«

»Fünfzehn sind ein bisschen traurig ... Es müssten schon zwanzig bis vierzig sein.«

»Dann ist das ›Kokoro‹ bestimmt richtig.«

»Sicher, dort ist es in Ordnung.«

»... darf ich dich noch etwas fragen?«

»Ja.«

»Warum möchtest du in dieser Stadt auftreten?«

»Darum, weil ... wenn ich in Tôkyô ein Livehouse miete, dann passiert nichts. Nichts Gutes und nichts Schlechtes.«

»... Was möchtest du denn *passieren* lassen?«

»So habe ich es nicht gemeint. Nur, wenn man in der Stadt singt, in der man lebt, denke ich, dass man eine Reaktion bekommt. Das ist aufregend.«

»...«

»Ich möchte, dass du und Asako mich hören. Tae könnte ja vielleicht nicht dabei sein, wenn es in Tôkyô stattfindet. Und ... ja, wirtschaftliche Gründe gibt es natürlich auch.«

Bei den letzten Worten schloss Genshû seinen offenen Mund, schluckte und fragte etwas ganz anderes: »Was ist dieses Mal das Thema des Konzerts?«

»Der hohe Norden der Lieder.«

»Wie? Hoher Norden ... der Lieder?«

»Genau.«

»Und wenn du das noch ein bisschen verständlicher sagen würdest? Heißt das, die Lieder reichen so weit?«

»Wie soll ich es ausdrücken ... man verfolgt doch immer irgendeine Sache.«

»... irgendeine Sache verfolgen?«

»Ja. Aber das machen wir nicht. Dieses Mal singt das Ich in Lebensgröße.«

»Drei zusammen?«

»Ja.«

»Das Saxophon, die Trommel, jedes singt sein Ich?«

»Nein, das Ich singt. Was singt es aber?«

Diese Darstellung verstand man halb und halb verstand man sie nicht. Genshû dachte daran, was Jônen bis heute verfolgt haben mochte und dachte auch, was es bedeutete, wenn er aufhören würde, eine Sache zu verfolgen. Vielleicht handelte es sich um das Unterfangen, aus den sich

jeweils verändernden, verschiedenen Ichs das wahre Ich zu wählen. Diesen Gedanken erwog er auch. Doch Jônens Wandlungen gingen in ihrer Mannigfaltigkeit weit über das gewöhnliche Maß hinaus. Dachte er vielleicht, dass sich aus seinen Spaltungen und aus seiner Unordnung ein neues Bewusstsein formen würde? Genshû verband eine Art Hoffnung mit diesen Überlegungen. Und dass zum Ort des Konzerts »Kokoro«, das Herz gewählt worden war, war ja auch ein merkwürdiges Zusammentreffen ...

Er holte den Terminkalender, der neben dem Telefon lag und fragte: »Wann soll es stattfinden?«

»Wann es Herrn Genshû am besten passt. Wenn es möglich wäre, etwa Anfang Dezember?« Genshû bemerkte, dass er in der Anrede wieder zum »Herrn« geworden war. Er wählte aus den noch freien Terminen den Fünften. »Wie ist es damit? Es sind dann aber weniger als zwei Monate bis dahin.« »Gut.« Genshû wollte sich gemeinsam mit Jônen über die Festsetzung des großen Events freuen und blickte ihn mit einem Lächeln an. Jônen, die Hände auf die Knie seines Mönchsanzugs gelegt, sah jedoch nach unten und man konnte schon nicht mehr erraten, an was er dachte.

Da keine Zeremonien abzuhalten waren und das Wetter schön war, sollte Jônen die Papierbespannung der Schiebetüren im hinteren Empfangsraum erneuern. Genshû wusste, dass Jônen schon mehrere Tage lang keine Medikamente mehr genommen hatte. Vor zwei, drei Tagen hatte er ihn gebeten, die Magnolie auszulichten. Jônen sagte: »Lass mich nur machen. Heute fühlt sich mein Körper leicht an.«

Ihm kam es aber vor, als habe Jônen allmählich die Grenze der Erschöpfung erreicht. Beim Mittagessen ließ er den Kopf hängen wie im »Jônen-Gang«, hatte aber normalen Appetit. Sprach man ihn auf das Thema an, rühmte er die Mitglieder der Band, den Saxophonisten und den Drummer. Wer von den beiden es war, hatte er vergessen, aber einer sollte gerade eine Europa-Tour absolviert haben und zu den wichtigsten jungen Spielern der Musikszene entlang der Chûô-Linie gehören. Bei der nachmittäglichen Teestunde um drei Uhr schien Jônen schon fast die Kraft zum Reden verloren zu haben. Mit ängstlich hochgezogenen Schultern schlürfte er Instant-Kaffee.

Als Genshû fragte, wie weit Jônen mit dem Papierkleben gekommen war, antwortete dieser zunächst leise, die Holzrahmen, die er vormittags gewaschen habe, würden nur schwer trocknen. Dann äußerte er noch etwas höchst Absonderliches.

Zunächst dachte Genshû, er wolle sich beklagen, dass Asako zum Teeunterricht aufgebrochen sei. Darum schien es sich aber nicht zu handeln. Ebenso wenig wollte er offensichtlich Genshû bedrängen, der immer noch im zweiten Stock Einträge der Totenliste in den Computer vornahm und ihm nicht half. Das, was Jônen vorbrachte, nachdem er zuerst einige Male »Es geht überhaupt nicht!« wiederholt hatte, betraf den Selbstmordversuch vor zwölf Jahren. Seit dem Zeitpunkt, als er mit dem Allerwertesten und dem Arm zugleich auf dem Felsen aufgetroffen war, konnte er sein rechtes Handgelenk nicht mehr normal bewegen. Die etliche Male wiederholten Worte »Es geht überhaupt nicht!«, waren nicht direkt damit in Verbindung zu

bringen, dass ihm das Bespannen nicht recht gelingen wollte. Sie drückten vermutlich eher seine Befürchtungen im Hinblick auf sein Gitarrenspiel aus.

Während Genshû deutlich die Depression oder einen Umschwung in die Schizophrenie kommen sah, sagte er zu Jônen: »Nen-san, ist Kannon nicht ein Wesen, das Zustände wie Depression und Persönlichkeitsspaltung überwunden hat?«

»Was, was meinst du damit?«

»Nein, vielleicht war es ja derjenige, der Kannon erdacht hat. Dass hier so viele Gesichter des Menschen ins Bewusstsein gerückt werden, ist doch merkwürdig, oder?«

Genshû hatte dazu keine eindeutige Antwort, war jedoch erleichtert, dass Jônen zumindest Interesse zeigte.

»Es trifft sicher zu, dass die Menschen nicht auf jeden hören, der ihnen etwas sagt, deshalb wäre es schlecht, wenn man, will man einem helfen, nicht in der Gestalt erscheint, auf die der Betreffende am meisten hören wird.«

»Ja, schon.«

»Darum hat Kannon dreiunddreißig Gesichter, das heißt, eine unbegrenzte Anzahl von wandelbaren Gestalten. Wann wird dir, Nen-san, diese Sache so richtig bewusst?«

»Mir?«

Jônen dachte eine Weile, den Finger an die Stirn gelegt, nach. Schließlich brachte er mit einiger Mühe die Antwort hervor.

»Mein Fall ist vielleicht etwas speziell. Wenn ich depressiv werde, ist es ganz schwer, Empfindungen umzupolen. Momentan ist es aber so, dass ich mir meiner Rolle eher

stärker bewusst werde. In einer sehr tiefen Depression hätte ich nicht einmal mehr dieses Bewusstsein meiner selbst.«

Indem Jônen Selbstanalyse betrieb, schien er, während er schon dabei war, in die Depression zu fallen, auf einmal wieder Fuß gefasst zu haben. Als ob ein Sonnenstrahl seine Stirn erreicht hätte, dachte Genshû. Aber vielleicht hatten seine unstrukturierten Aussagen Jônen nur kurz aufgehalten, bevor er wieder fallen und in noch tiefere Ängste stürzen würde.

»Was hat das mit der Überwindung von Depression und Schizophrenie zu tun?«

»Nun, Kannon kann zu vielen Dingen werden, viele Rollen übernehmen. Steht es aber nicht im Kannonsutra geschrieben, dass für Kannon alles ein Spiel darstellt. Den Menschen zu helfen ist keine Arbeit, sondern ein Spiel, heißt es. Auf diese Art und Weise hat Kannon wohl die Einheit erreicht.«

»Durch das ... Spiel?«

»Ja. Spiel.«

»Spiel, das bedeutet aber die Einswerdung.«

»Das trifft schon zu. Jedoch hier meine ich Spiel, das keinen Sinn macht, wenn es andere für dich übernehmen. Etwa das Essen. Oder auf die Toilette gehen.«

»Wenn alles im Leben zum Spiel geworden ist, hat man dann die Einheit erreicht?«, fragte Jônen mit ernstem Blick.

Genshû schluckte kurz und bereute nun umso mehr seine unbesonnene Taktik. Tatsächlich erschienen ja sowohl Kannon wie auch Jônen nicht gleichzeitig in ihren ver-

schiedenen Gestalten. Ein Jônen nahm nicht alle Jônen wahr, deshalb musste er sich vielleicht gar nicht die Einheit zum Ziel setzen.

»Mir gelingt ein Spiel nicht so recht, was immer ich mache.« Jônen lenkte wie entmutigt den Blick nach unten und strich sich wieder über das rechte Handgelenk, als ob es ihn schmerzte.

Schmerzen am Handgelenk, über die er in den zwölf Jahren, zumindest aber in den fünf Jahren, seit er zum zweiten Mal wieder hier in die Stadt gekommen war, nicht gesprochen hatte. Das Ausmaß dieser Schmerzen konnte er freilich nicht abschätzen, dachte Genshû erneut. Für Jônen war das Singen eine Notwendigkeit, denn es war ein Verlangen seines Gehirns, das nur durch die so erzielte Ekstase zur Harmonie gebracht werden konnte ..., nein, es war ein Verlangen seines Herzens.

Als er Namu ausführte und hinter der Halle vorbeiging, konnte er Jônen sehen, wie er sich erneut an die Arbeit mit der Papierbespannung machte. Namu konnte schon nicht mehr richtig auf vier Pfoten gehen. Wenn er sich vorwärts schleppte, berührten bloß drei Füße den Erdboden. Drohte sein verschmutzter Körper nach rechts zu fallen, zog er ihn mit der Leine nach links. Nur mit Mühe waren sie ein Stück weit gekommen.

Das Halsband schnitt in den Hals des Hundes ein, so fiel es einem schwer, daran zu ziehen. Als Genshû unvermutet Jônens Gestalt erblickte, gab die Leine nach und Namu kippte zur rechten Seite weg. Genshû kauerte sich nieder und streichelte Namus Bauch, während er Jônen betrachtete. Seine Gestalt war gewiss nicht mit einem

Spiel beschäftigt, sah aber auch nicht so aus, als arbeite sie. Sie kroch auf allen Vieren auf dem dämmrigen Flur. Die zuweilen schwankende Silhouette im braunen Arbeitsgewand strahlte wenig Lebendiges aus. Wie eine im Meer treibende Qualle erschien sie oder wie eingesperrt in das Dämmerlicht. Sie spiegelte direkt die Kompliziertheit der Welt wieder, war ein schwierigeres Lebewesen. Da ließ das einfache Leben von Namu, der sich mit geschlossenen Augen unter Genshûs Hand bewegte, selbst jetzt noch eine viel stärkere Lebenskraft spüren.

Die Tage bis zum Konzert waren auch die Zeit, in der sich der Winter ankündigte. Jônen mochte den Herbst nicht, schätzte aber den Winter. Tatsächlich mochte er den Frühsommer am liebsten, der auf den von ihm gehassten Frühling folgte. Aber solche Erwägungen führten zu nichts. Dem Winter entgegensehen und dem Konzert entgegensehen, das war kein schlechtes Gefühl.

Dass er den Winter schätzte, obwohl er die Kälte verabscheute, lag vermutlich daran, dass er mit dem Winter etwas Anarchisches verband. Man findet keinen besonderen Grund auszugehen, nachdem das von allen geliebte rote Herbstlaub gefallen ist und man will nicht so leidenschaftlich Schneeberge besteigen, wie man im Sommer in die Berge und zum Meer geht. Da es, wenn Schnee fiel, die Gemeinschaftsaktion des Schneeräumens gab, liebte Jônen vor allem die Zeit des ungeordneten Winters vor dem Schnee.

Neujahr hingegen – obwohl in der Winterzeit gelegen – war Jônen ganz zuwider. Ihm schien, als wäre das in seiner

Kinderzeit noch nicht so gewesen. Er erinnerte sich an das Neujahr mit neunzehn. Bevor er in die Psychiatrie eingewiesen worden war, hatte er sich in Kagoshima zu Beginn des Jahres in einem dem Fürstenhaus Shimazu gewidmeten Shintô-Schrein unter die Besucher gedrängt, die dort im vielbesuchten Hof des Schreins vergnügt den Neujahrstag feierten. Er breitete die Arme aus, malte in wilden Bewegungen einen Kreis und gab Weihnachtslieder von sich. Heute dachte er, wie dumm das gewesen war, andererseits war ihm so, als ob ein Gefühl, das dem damaligen entsprach, noch irgendwo in ihm verborgen lag.

Ging er den Weg zum Tempel, genoss er, wenn er sich gut fühlte, die Allee oder die Berghänge mit den Bäumen, deren Blätter sich rot und gelb färbten. Wenn er in schlechter Stimmung war, stellte sich bei ihm ohne Grund der Gedanke an Neujahr ein.

An Tagen, an denen er zur Totenmesse ging, nahm er die Medikamente, an anderen Tagen, so hatte er es sich überlegt, vermied er dies soweit wie möglich. Sich unnötig aufreiben wollte er nicht. Wenn er einer Situation entgegensah, für die es hieß: »Du brauchst geistige Kraft«, lief ihm unerklärliche Kälte durch den Körper. In solchen Situationen nahm er, entweder bei der Arbeit oder wenn er nach Hause zurückgekehrt war, ohne viel nachzudenken, die Mittel ein. Er dachte, es sei zu früh, wenn sich in ihm bereits jetzt die Anspannung vor dem Konzert aufbauen würde.

Selbstverständlich mussten die alltäglichen Besorgungen unbeeinträchtigt von seinen seelischen Zuständen erledigt werden. Jônen spielte auf Konzerten immer auf einer Folk-Gitarre mit Verstärker. Die Batterien waren leer.

So suchte er in der Mittagspause einen Laden für Elektrobedarf in der Stadt auf. Er ging auch gleich bei dem Bestattungsunternehmer vorbei. Er wollte dort die Poster anbringen, die Genshû für ihn angefertigt hatte. Nach beendeter Arbeit ging er, da er nun schon dabei war, noch zum Plattenladen und zur Buchhandlung. Am Postamt ließ man ihn das Poster ebenfalls aufhängen. Tae meinte, dass er sich in einer »etwas schizophrenen Manie« befände und machte sich über seine eiligen Schritte lustig. Sie waren aber nicht auf seine Verfassung zurückzuführen, sondern auf seine Ansicht, dass man, was gewissenhaft zu erledigen war, am besten schnell erledigte.

Genshûs Poster gefiel ihm. Es unterschied sich natürlich von dem Poster, das damals Reiko, die junge Designerin, für ihn entworfen hatte. Genshû hatte das Foto von der »Walknochenbrücke« verwendet. Jônen hatte es bei der Covergestaltung seiner CD benutzt, die Ende des vorigen Jahres bei einem kleinen Label in Ôsaka erschienen war. Das Foto zeigte die halbzerstörte Brücke aus der Edo-Zeit, im Hintergrund die vulkanische Halbinsel Sakurajima mit den aufsteigenden Rauchwolken unter dem strahlend-blauen Himmel Kagoshimas.

Der Anblick der Brücke war ihm seit seiner Kinderzeit vertraut. Das Mietshaus, in dem er geboren und aufgewachsen war, sowie die erste Buchhaltungsschule, die sein Vater gegründet hatte, waren in der Nähe der Brücke gewesen. Ursprünglich hatte ihm ein Freund eine Postkarte mit dem Motiv geschickt. Er hatte den Fotografen telefonisch um Erlaubnis gebeten, das Motiv benutzen zu dürfen. Wenn er das Foto betrachtete, erschienen verschiede-

ne Eindrücke von Kagoshima vor ihm. Er erinnerte sich daran, dass sich auf der Sakurajima näher gelegenen rechten Seite der Brücke die Straße mit den Love Hotels befand. Ebenso vertraut war ihm seit der Kinderzeit die Gegend hinter der Brücke, wo das Verkehrsamt und der Rangierbahnhof der Straßenbahn waren. Diese eine Brücke, die über den Fluss Kôtsuki führte, war durch Wasserschaden eingestürzt, die restlichen vier Brücken waren für Ufersanierungsarbeiten eine nach der anderen abgerissen worden. Im Fall der letzten verbliebenen Brücke formierte sich eine Protestbewegung. Der Leiter einer Theatergruppe, ein Bekannter von ihm, hatte ein Zelt errichtet und Jônen entsann sich, dass er mit der Gitarre zu der Protestgruppe gestoßen war. Es endete damit, dass er auf der Brücke stürzte und die Gitarre dabei zerbrach. Er hatte wohl nur mitgemacht, um zu etwas Alkoholischem zu kommen. Es war zu der Zeit gewesen, als Jônen gerade seine Arbeit in der *tôfu*-Fabrik aufgegeben hatte und sich mit seinen Medikamenten in ziemlich lädiertem Zustand befand.

Kagoshima war Jônen auch verhasst und jetzt, da sein Vater gestorben war, dachte er nicht daran, jemals zurückzugehen. Die Erinnerung rief in ihm jedoch ein kompliziertes Gefühl der Sehnsucht wach. Als er hier und dort die Poster klebte, wurde für ihn die Zeit in Kagoshima wieder lebendig: Mit aller Kraft hatte er sich der Musik gewidmet und mit aller Kraft versucht, Mönch zu werden. Er war dort viele Male umgezogen. Von jeder Wohnung aus konnte man Sakurajima sehen. Das Bild des Vulkans, der jedes neue Haus mit seinem Ascheausstoß bald dunkel einfärbte, sah auf dem Poster schön aus. Jônen erinnerte sich an-

hand des Fotos, das eine nachmittägliche Szene wiedergab, an die Nächte, in denen man ein flackerndes rotes Licht in der Krateröffnung erkennen konnte – wie sein eigenes, schwelendes Selbst, dachte er.

»Walknochenbrücke« war nicht der richtige Name der Brücke, sondern eine Bezeichnung, die Jônen nur aus einem Traum hatte. Es war ein Traum gewesen, den er träumte, als er im Kaufhaus Tangoya aufgehört und begonnen hatte, die Medikamente zu nehmen. Er handelte davon, dass in dem Zoo, den es früher in der Nähe seines Hauses gegeben hatte – warum wusste man nicht – ein Walskelett ausgestellt worden war. Selbst im Traum wunderte er sich darüber. Diese Szene hatte sich in ihrer Seltsamkeit in Jônen's Gehirn eingepägt und war irgendwann für ihn zum Symbol des vergangenen, sehnsuchtsvoll erinnerten Kagoshima geworden.

Das kommende Konzert trug den Titel »Walknochenbrücke Live«. Er vertrat damit kein besonderes politisches Anliegen, wie damals der Leiter der Theatergruppe. Er hatte auch nicht die Absicht, Kagoshima zu besingen. Die »Walknochenbrücke« war eine Szenerie, die es ihm erlaubte, sich offen und unverstellt zu geben. Sein Ich, so wie es nun war, würde singen.

Jônen verbrachte die Tage damit, Unverstelltheit zu entwickeln. Er neigte sich dabei der Depression zu, vielleicht deshalb, weil sich die Vergangenheit seiner bemächtigte, wenn er sich um diese Haltung bemühte.

Als er eines Abends Tae beim Essen gegenüber saß, kam ihm plötzlich ein Gedicht in den Sinn, das er früher geschrieben hatte.

*Sagt der Bart des Wels'
Erdbeben voraus?
Nein, er spürt das Ding
Das Ding ist: der Bart*

*Ist das mit dem Bart nicht falsch?
Es ist nicht falsch
Ist das mit dem Bart richtig?
Richtig ist es auch wieder nicht*

*Der Bart bewegt sich
Sonst nichts*

Eventuell schien er sich selbst als Bart des Wels' wahrzunehmen – als er Tae gegenüber saß. Er ahnte nichts voraus, versank nur in trübe Stimmung, ließ die Barthaare flattern. Wie lange würde Tae eigentlich noch mit ihm zusammenbleiben? Und Riu, der im Nebenzimmer schlief? Jônen hatte den Namen gewählt, da er sich an den mit großen Buchstaben an die Wand der Waseda geschriebenen Satzes von Mao Tse Tung »*zohan yûri*«, in der Revolution liegt die Wahrheit, erinnerte. Wann würde der Tag kommen, an dem er seinen Vater voller Zorn einen Verrückten schimpfte? Während Jônen den Whisky mit Wasser trank, stiegen solche Ängste in ihm auf.

Er sprach Tae an, die wie immer mit ihren Täschen beschäftigt war: »Was hast du eigentlich mit den vielen Täschen vor, die du da nähst?« Tae neigte ihren Kopf zur Seite wie es früher seine Mutter getan hatte, steckte die Nadel ins Haar und lächelte leise: »Ich mag Kimonos und

möchte irgendwann in so einem Laden arbeiten.« Später legte er das so aus, dass Tae gemeint hatte, sie wolle sich in der Nachbarstadt Arbeit suchen, wenn Riu etwas größer geworden sei. Momentan stellte er sich allerdings Tae vor, wie sie in der Hotel-Boutique arbeitete und dachte nur, Tae würde mit Riu nach Tōkyō gehen wollen. Deshalb war ihm fast zum Heulen zumute.

An den »Bart des Wels'« musste Jōnen auch noch oft denken, als er im Tempel war. Fegte er herabgefallenes Laub im Garten, putzte er das Eingangstor des Tempels oder säuberte er das Zimmer im hinteren Teil der Haupthalle, in dem Asakos Teezeremonie stattfinden sollte: Immer wenn sein Körper ermüdete, dachte er an diese Worte – warum wusste er nicht.

Ihm kam es vor, als bejahte der Bart des Wels' sein müdes Ich. Und auch sein Ich, das keine besondere Lust hatte, die einfachen Arbeiten im Tempel zu erledigen ... Geriet er jedoch in dieses Fahrwasser, fanden die depressiv geneigten Gedankengänge keinen Einhalt mehr. »Warum bist du Mönch geworden?« »Warum singst du?« Fragen, in einer Stimme ähnlich der des Nachbarn in seinem Wohnhaus, Fragen, die förmlich den Boden unter seinen Füßen zum Schwanken brachten, bedrängten ihn von rechts oben aus seinem Hirn.

Er erinnerte sich an das Haus in der Nähe der »Walknochenbrücke«, in dem er von der vierten Klasse Volksschule an bis zur zweiten Klasse Oberschule gewohnt hatte. Es war ein dreistöckiges Holzgebäude, das der Vater als erstes Schulungszentrum für Buchhaltung errichtet hatte. Im ersten Stock wohnte die Familie und dort war auch das Büro.

Im zweiten Stock befanden sich die Klassenzimmer. Das kleine Zimmer im Mittelstock nutzte Jõnen. Das kleine Zimmer im dritten Stock wurde zeitweise von dem jeweiligen »Fräulein« bewohnt, das im Haushalt half und dabei die Buchhaltung lernte. Blickte man von der Brücke aus auf das Gebäude, so sah es mit seinen vielen weißen Wänden ganz ähnlich wie eine Kirche aus. Verglich man das Gebäude mit einer Kirche, so befand sich das Fenster im Zimmer des Fräuleins genau dort, wo in einer Kirche die Glocken hängen.

Die sogenannte Pubertät hatte Jõnen in diesem Haus verbracht. Die »Fräulein« waren Schülerinnen, die vom Land stammten und im Haushalt, beim Putzen, beim Kochen und bei der Wäsche halfen und dafür die Unterrichtsgebühr erlassen bekamen. Tagsüber waren sie Schülerinnen und im Zimmer im dritten Stock hielten sie sich nur nachts auf. Mädchen, die nur kurz blieben, verbrachten dort ein halbes Jahr, andere blieben ganze zwei Jahre. Die Mädchen wechselten dem Turnus der Semester gemäß, jede von ihnen aber war nett zu Jõnen.

Selbstverständlich unterhielt er keine besondere Beziehung zu den Mädchen. Sein Vater war damals noch ein schwungvoller Mann und auch die Mutter, die in den Zeiten, in denen sie keinen Unterricht abhielt, noch Ikebana-Stunden gab, war recht agil. Die Großmutter väterlicherseits lebte mit ihnen und bestellte das Feld, das vor der Schule lag. Die um ein Jahr ältere Schwester und Jõnen genossen das Leben zu sechst, das auch das Fräulein einbezog. Für Jõnen wurde diese Zeit makelloser Erinnerungen durch das Fräulein repräsentiert.

In der Volksschulzeit erklang vom Stereoplattenspieler im Wohnzimmer die Single »Reiseempfindung auf der Halbinsel Shiretoko«, die der Vater gekauft hatte und das Pinkara Trio. Jônen bekam auch CCR, Bad Finger oder die Animals, die die Schwester besaß, zu hören. Er selbst legte noch die Vinylschallplatten von Titelliedern aus Comicserien auf, kaufte sich aber dann bald die Singles der Gruppe Hashire Kôtârô und von Yoshida Takurô. Wenn die Fräulein ihn einluden, hörte er bei ihnen Musik. Als er Mittelschüler wurde, gab es auch schon in Kagoshima Live-Konzerte. Wahrscheinlich waren es die Fräulein, die Jônen und seine Schwester dorthin mitnahmen. Zunô Keisatsu, Katô Kazuhiko und die Sadistic Mika Band, Yoninbayashi, Endô Kenji, alle hatte er live gehört und war zunächst erschrocken. Dass er dennoch bei allen diesen aufregenden Unternehmungen ein Gefühl der Sicherheit hatte, war wohl ebenso den Fräulein zuzuschreiben.

In der Mittel- und in der Oberschule kaufte er sich dann LPs. Zu dieser Zeit vermittelte ihm die Musik eine bis dahin unbekannte Unruhe. Die Sparks, Yano Akiko, Iggy Pop und die Message von The Band, die den Background von Bob Dylan spielte, beeindruckten ihn. *It makes no difference*, mach dir nichts daraus! Die Auflösung von The Band kündigte das Ende der Hippie-Kultur an. Hatte Jônen nicht zu diesem Zeitpunkt begonnen, Zen zu lernen? Und im Fernseher, der in dem unpersönlich kahlen Zimmer des Fräuleins stand, sah er »Tsutomu Yamashitas Rock-Reisen«. Dort sangen Patty Smith aus New York und die Sex Pistols aus London. Jônen saß wie angenagelt vor dem kleinen Bildschirm. Einen besonders starken Ein-

druck hatte auf Jônen die Nahaufnahme der Augen von Johnny Rotten gemacht, dem Sänger der Sex Pistols. Ihm war, als hätte er im Innersten dieser Augen eine unwahrscheinlich tiefe Dunkelheit entdeckt.

Fragte man ihn, »Warum singst du?«, würde er vielleicht antworten, weil ich den Augen von Johnny Rotten begegnet bin. Auf die Frage, »Warum bist du Mönch geworden?«, würde es heißen: The Band. *It makes no difference*. Unabhängig von Sieg oder Niederlage in dieser Welt, Glück oder Unglück waren egal, Nacht oder Tag, denn er wollte ein Leuchten finden, das nie verlöschen würde ... Aber das war vermutlich zu schön ausgedacht.

In dieser Zeit spielte Yano Akiko die Nationalhymne *Kimigayo* in Jazzmanier und der Vater sagte: »Unerhörte Frechheit.« Es war der Ausgangspunkt eines großen Streits mit dem Vater. Einen großen Streit gab es auch, als er den Plattenspieler aus dem Wohnzimmer in sein Zimmer im Mittelstock mitnehmen wollte und der Vater ihm das nicht erlaubte. Als die Großmutter mütterlicherseits beerdigt wurde, hatte Jônen keine Augenbrauen und die Mutter musste sie ihm schnell mit einem Kosmetikstift anmalen. Der Klassenlehrer fürchtete, dass er zu einem »Flegel« werden würde und meinte, er wolle ihn deshalb bei sich zu Hause aufnehmen. Die Eltern waren natürlich sehr beschäftigt, sagten dazu nichts weiter und stimmten dem Vorschlag einfach zu. Schließlich musste Jônen neunzig Tage lang vom Haus seines Klassenlehrers aus die Schule besuchen.

Es war vielleicht eine unumgängliche Entwicklung gewesen. Als er nach den neunzig Tagen nach Hause zurück-

kam, war ein Großteil des kirchenähnlichen Gebäudes abgerissen und man befand sich inmitten des Neubaus. Jônens Zimmer im Mittelstock war abgerissen worden, die Bücher und Schallplatten hatte man im verbliebenen Gästezimmer aufgestapelt. Das war unverzeihlich. Weil das Feld, das die Großmutter bestellt hatte, nun zum Teil dem Anbau weichen musste, hatte die Großmutter ihre Lebensaufgabe verloren und zog fort aufs Land. Die Fräulein waren natürlich auch nicht mehr da.

Die Buchhaltungsschule vergrößerte sich in der Phase des schnellen wirtschaftlichen Wachstums. Damals ging Jônens glückliche Zeit der »Walknochenbrücke« zu Ende.

Später baute der Vater ein neues Schulgebäude im Bereich des Stadtzentrums und erstand im Kaufhaus Luxusgegenstände wie eine Samurai-Rüstung.

Jônens Rockmusik war vielleicht ein Protest gegen die Zeiten gewesen, die der »Walknochenbrücke« folgten. Jetzt aber war es anders, jetzt wollte er von der »Walknochenbrücke« singen.

Einige von den Fräulein waren zur Trauerfeier des Vaters im Februar gekommen, um dort Weihrauch zu seinen Ehren zu verbrennen. Bei der Bestattung, eine Woche später, wurden sowohl die Mutter, die Schwester, Tae, Riu und Jônen von dem Fräulein im Wagen zum Friedhof gefahren. Der Vulkan Sakurajima, der unter strahlendblauem Himmel lag, war wie der Vater in der Blüte seines Lebens, stolz, aber auch freundlich. In der Phase der Seifenblasenwirtschaft errichtete der Vater ein riesiges Gebäude. Als er dann die gefährdete Schule bewahren wollte, verdingte er

sich als angestellter Lehrer und ging von einer Mietwohnung aus zur Arbeit. Am Ende starb der Vater in dem winzigen Zimmer eines kleinen Apartmenthauses mit der Sakeflasche in den Armen. Er starb, nachdem er sich wieder in den Vater aus den Zeiten der »Walknochenbrücke« zurückverwandelt hatte, dachte Jônen, während er den Vulkan betrachtete.

Auch wenn Jônen den Mund voll nahm, konnte er den aufdringlichen Fragen, die in der Stimme des älteren Nachbarn des Miethauses an ihn gerichtet wurden, nichts entgegenhalten. Er wollte das Ganze mit dem Wort »Walknochenbrücke« abtun, war aber nur in der Lage, den Bart des Wels' zu besingen. Im Hinblick auf die Frage, »Warum bist du Mönch geworden?«, konnte er anführen, dass er in der Schulzeit einmal Shinrans Schrift »These der Erlösung der bösen Menschen« gelesen hatte, deren tiefsinnigen Inhalt er damals naturgemäß gar nicht verstand, nach deren Lektüre er jedoch dachte: »Dann kann ja sogar ich gerettet werden.« Noch eindrucksvoller zitierte er manchmal David Bowies Meditationserfahrungen in Tibet: »Das Ich wird leer, vereint sich mit dem gesamten Kosmos; nach so einer Welt sehnte ich mich.« Überlegte er es sich aber genau, waren nicht diese großartigen Dinge der Grund für seine Entscheidung. Es war vermutlich die in der Zeit des Wirtschaftshochs an ihren Höhepunkt gelangte Karriere seines Vaters, die ihn raketengleich in den Mönchsorden katapultiert hatte. Sein Vater dachte nämlich, ein Mönch sei von allen Existenzen die verehrenswürdigste. Oder war der Auslöser gewesen, dass er im Zimmer des Fräuleins »Das große Abenteuer des Affenmönchs Songokû« im

Fernseher gesehen hatte? Oder hatte es an der Anziehungskraft der Titelmelodie *Gandâla* gelegen – der Titelmelodie aus der Fernsehserie »Die Pilgerreise in den Westen«, gespielt von der Gruppe Godaigo?

Auf jeden Fall dachte er, als sich die Depression verdichtete und die Schizophrenie noch dazukam, von beiden Zielen, der Musik und dem Mönchsein, dass sie für ihn in eine Höhe gerückt waren, die sein Körpermaß überstieg. Nein, nicht einmal das Maß seines Körpers war ihm greifbar; es wurde für ihn zum Rätsel wie der Bart des Wels’.

Wenn er in der Haupthalle zusammen mit Genshû Sutren rezitierte, kamen ihm plötzlich Amis Worte in den Sinn: »Du hast kein musikalisches Talent.«

Der Rhythmus der Rezitation war regelmäßig, deshalb brauchte er sich nur der tiefen Stimmlage Genshûs anzupassen. Diese war aber so tief, dass er ziemliche Mühe hatte, sie zu halten. Eigentlich könnte man annehmen, dachte er, dass bei richtiger Melodieführung eine um zwei Stufen verschiedene Stimmlage eine Bereicherung wäre, doch meist harmonierte das nicht so problemlos. Weil sich die Stimmlagen der beiden unterschieden, traf man, gerade wenn man sich bemühte übereinzustimmen, nicht perfekt zusammen. Dann kam auch der Schlag des Klangholzes zu spät für den Stimmeinsatz, obwohl das Tempo von Jônen im richtigen Rhythmus gehalten wurde. »Man soll ein Gefühl der Erleichterung verbreiten. Erleichterung und Verzögerung sind freilich ganz andere Dinge!« Er erinnerte sich, dass Genshû ihm das gesagt hatte, doch es war schwierig, sich des Verspätens bewusst zu werden.

Wie festgefahren bewegte er sich in dieser Vorstellung, wenn er mit dem Lesen der Sutren begann, um bald in ein noch tiefer eingprägtes Denkmuster zu verfallen.

Er erinnerte sich nämlich an die fast ein Jahr dauernde Phase des engen Zusammenseins mit Ami, bevor er ins Krankenhaus gekommen war. Er hatte vergessen, was der Anlass gewesen war, doch kurze Zeit nachdem er nach Tô-kyô gekommen war, wurde er zum Leibdiener von Amis Körper. Sie besaß wie die Kämpferinnen der japanischen Roten Armee fraktion oder die Frauen in den Führungs-rängen der Aum Shinrikyô ein weiches hübsches Gesicht und einen starken Willen. Jônen, der fünf Jahre jünger war und für den sie die erste Frau war, sollte für sie wie ein Poliermittel sein. Sie hatte vor, Lyrikerin zu werden, und Jônens nicht der Vernunft entspringende Wortwahl war für sie wohl interessant. Jônen kam hingegen Amis kompliziertes Beziehungsverhältnis zu mehreren Männern gleichzeitig reichlich unvernünftig vor.

Sie genoss Jônens geistige Unvernunft und die Vernunft seines Körpers. Für Jônen war sie ein zartes Gefäß, das ihm im Rausch der Ekstase ein Bindemittel gab zu der Welt, die ihm voller Widersprüche schien und zu seinem Ich, das er schwer fassen konnte. Die schwer zu benennende Angst und Unruhe in sich konnte er, nur wenn er sang – und mit Amis Körper, einigermaßen bewältigen. Endlich, so schien es Jônen, hielt er eine richtige Beziehung zur Welt aufrecht. Das Gefühl, dass das subtile Etwas, ohne das man nicht leben kann, für ihn etwas ganz anderes war als das anderer Menschen, wurde durch Ami für kurze Zeit in den Hintergrund gedrängt.

Irgendwann erwartete Ami von ihm, er solle sich im praktischen Leben bewähren. Sie befahl ihm, den Führerschein zu machen und eine Buchführungsqualifikation zu erwerben. Da verschloss sich ihm der Zugang zur Welt. Schon hatte sich auch Jônen Position auf Amis Landkarte der Männer zu verändern begonnen. Und Jônen fing zugleich an, von ihr als zweiter Mutter zu denken, die ihm ungeniert seinen Weg vorschreiben wollte. Er selbst redete sich trotzdem ein, dass das vielleicht ein Ausdruck von Liebe war, Liebe, die er nun zum ersten Mal kennen lernte. Und deshalb kehrte er auf ihre Anweisung hin nach Kagoshima zurück. Er lernte Buchhaltung in der Schule seines Vaters und ging in die Fahrschule. Dabei dachte er aber, dass er hier sein wirkliches Ich nicht entdecken würde. Schließlich konnte er selbst nicht mehr nachvollziehen, warum er auf Amis Worte gehört hatte. Er erinnerte sich nur noch an den Satz, den ihm Ami wie eine Verwünschung zum Abschied gesagt hatte: »Du hast kein musikalisches Talent. Mach den Führerschein und die Buchhaltungsprüfung und versuch ein normales Leben zu führen.«

Mehr als an diese Worte erinnerte er sich jedoch, während er die Sutren intonierte, an das seltsame Leben, das begonnen hatte, als zwei Monate nachdem sie sich begegnet waren, Amis alter Freund auftauchte. Wenn es Nacht wurde, erschien dieser Mann in ihrem Zimmer, in dem sich Jônen einquartiert hatte. Er war Gitarrist und auch Jônen hatte Spaß daran, mit ihm zu reden und zu trinken. Sie tranken und sangen meist bis in den Morgen. Wenn der Mann im Morgengrauen nach Hause ging, machten Jônen und Ami Sex.

Bald erschien noch ein dritter Mann mit einer Trommel, die Lage wurde zunehmend unbequemer. Die Sessions waren zwar lustiger, aber Jônen wurde langsam unklar, wie es um seine Position bestellt war. Da manchmal einer von den beiden übernachtete, blieb für den Sex nur noch eine kurze Zeitspanne am Nachmittag. Der von den Kinderstimmen aus der Nachbarschaft begleitete Sex eines Exilierten war zwar aufregend und erfüllend, doch verstand Jônen immer weniger, was er Ami eigentlich damit geben konnte.

Schließlich bekam er in Kagoshima weder die Buchhaltungsqualifikation noch den Führerschein. Wenn er sich sagte, für mich gibt es nur die Musik, verfolgte ihn Amis Verwünschung. Zu allem Überfluss schnaubte ihn der wütende Vater, damals ganz wirtschaftsselig, an: »Wenn du hier auf dem Land wohnen willst, dann werde gefälligst Verwaltungsbeamter oder Arzt!« Die Mutter tobte auf ihre Art vor sich hin, wollte, dass er noch einmal in die buddhistische Universität eintreten solle. Damals konnte sich Jônen nicht befreien, selbst wenn er wie wild sang und tanzte. Als er in die Klinik gebracht wurde, empfand er die erste Zeit dort als Ruhephase.

Befand er sich in guter Stimmung, rief dasselbe Sutra in ihm völlig andere Eindrücke hervor – ein merkwürdiger Umstand. Die Opfergaben auf dem roten Lackteller, Bananen, Kakifrüchte, Äpfel und Kuchen, nahm er in depressiver Stimmung gar nicht erst wahr. Bewegte sich seine Stimmung in eine positive Richtung, stellte er sich sogar vor, wie Asako ihm etwas davon zuteilen würde. Genshû hatte ihm einmal gesagt: »Nen-san, zu Anfang hat dir völlig der

Wunsch nach Dingen und der Drang nach Geld gefehlt, ein gefährlicher Zustand.« Tatsächlich hatte sich erst seit er mit Tae zusammen war und er in dieser Stadt lebte, bei ihm die Vorstellung eingeschlichen: »Du tust das für unseren Lebensunterhalt.« Die imaginierte Szene, in der er Obst erhielt, das er nicht einmal selbst aß, hatte für ihn jedoch eine Realitätsverhaftung, die ihm beinahe ordinär vorkam.

In guter Stimmung konnte er sich nicht nur mit den Zuteilungen anfreunden, nein, alles schien ihm der Vorgabe »Lebensunterhalt« gemäß hell und freundlich zu sein. Während der Sutrenrezitation stimmte er nun genau mit Genshû überein. Er war so locker, dass er im Ton des Klangholzes kleinste Färbungen wahrnahm.

Jônen konnte dann sogar in dem Maß umdenken, dass ihm Amis Worte nicht mehr wie eine Verwünschung, sondern wie die ihr eigene besorgte Rhetorik gegen seine damalige selbstquälerische Haltung erschienen. In jener Zeit stand er unter dem Eindruck der Texte von Jim Morrison und fürchtete sich vor »der Alltäglichkeit, die immer nach der Musik kommt«. Jônen tobte, sprang herum, ließ seinen Körper hart auf die Bühne oder auf den Erdboden prallen. Selbstverständlich war er betrunken, aber der Körper gab ihm auf diese Weise ein Gefühl der Freiheit. Jônen machte dies im Sinne eines Spiels. Ami hatte ihn vielleicht nur wieder mit der Welt nach der Musik in Verbindung bringen wollen. War Jônen in heiterer Stimmung, konnte er die Dinge auch in diesem Licht sehen.

Jônen nahm den Zustand, in dem sich die Manie mit einem gewissen Anteil Schizophrenie mischte, als seinem eigentlichen Ich am nächsten wahr. Das lag daran, dass er in

dieser Verfassung die Verwandlung seines Ichs am leichtesten erkennen konnte. Er hatte darin nun schon lange Erfahrung, doch im Zustand der Depression konnte er sich die manische Phase so wenig vorstellen, wie man sich inmitten einer winterlichen Schneelandschaft die Hitze des Sommers vorstellen kann. Damit verglichen war es in der manischen Phase so, dass man auch mitten im Sommer einen kleinen Winter entdecken konnte, wenn man Eis sah oder den Eisschrank öffnete, so konnte er mit Worten die Silhouette seines Ichs in der Depression beschreiben.

Umfassender als alle anderen erfasste sein Ich mit schwindelerregender Detailtreue die mannigfachen Dinge: Es war verschieden von allen anderen, aber nicht weniger wert. Von ihm aufs Papier geworfene Worte klangen doch wie die Rimbauds, den Jim Morrison verehrte. Auch der Bart des Wels' schien ihm in diesem Zusammenhang auf etwas Wichtiges hinzuweisen. In seinem momentanen Ich war nichts, das man Lärm nennen musste, nur war dies normalen Leuten nicht zu vermitteln. Er versuchte nun bei Zeremonien oder Begräbnisfeiern, die Medikamente ab und zu nicht einzunehmen. Entfernte er sich geistig von den Sutren, konzentrierte er sich, indem er erneut das Foto des Verstorbenen und das Sterbetäfelchen ins Auge fasste und versuchte, der Seele des Toten nahe zu kommen, ohne von der Zen-Lehre gebunden zu werden. Vor ihm erschien ein Körper, flüchtig wie Äther, also aus der Substanz, von der man früher dachte, dass sie den Kosmos erfülle und ihm war, als könne er sich ihr angleichen, wenn er die Sutren rezitierte. Er bekam den Eindruck, er sei wie ein Medium, das zwischen dem Betrauten und den Hinterblie-

benen eine Mittlerstelle einnimmt. War er besessen, so öffnete er die Schleusen seines Gehirns und war überzeugt davon, dieses Medium zu sein. Kam er zum Krematorium, wiederholte er in seinem Herzen die Worte »Sicher sehr heiß« wie einen Zauberspruch. Durch diese Prozedur glaubte er, zeitlich und räumlich in den Bereich des Verstorbenen zu geraten. Die Sutren las er in der festen Überzeugung, dass sie auch von dem Toten gehört wurden.

Dann war es ihm, als ob das Singen und das Mönchsein keinen Widerspruch mehr darstellten. Es war seine Aufgabe, so zu singen, als werfe er Licht auf die Ruinen, genau dafür war er Mönch geworden. Die Ruinen, das waren die Zeiten der »Walknochenbrücke«, in denen er weder Manie noch Depression, noch Schizophrenie gekannt hatte. Jetzt endlich hatte er die Möglichkeit, ein Licht auf diese Ruinen scheinen zu lassen. Bei dem Gedanken erfüllte ihn, während er die Sutren las, sogar ein Gefühl der Freude.

Das Gehirn sollte auf diese Art öffentlich werden. War das nicht genau das, was sich Jônen in der psychiatrischen Klinik vorgenommen hatte? Bei jeder Gelegenheit hatte er die Krankenschwestern angesprochen: »Soll ich ein Poster von dir machen? Im Popstil?« Damals ging niemand auf seine Worte ein. Würden aber alle zu öffentlichen Existenzen, dann würde die Welt gewiss glücklicher sein. Hatte er nicht allen Ernstes diese Überzeugung vertreten? Die realen Umstände besagten, dass man in der Welt das, was er sich vorstellte, sehr wahrscheinlich als »verrückt« abtun würde. Er konnte sich nicht vorstellen, dass seine Ziele falsch waren.



Asako nahm bei Jônen, den sie um seine Hilfe bei den Putzarbeiten für die Teezeremonie gebeten hatte, eine bisher noch nicht aufgetretene Unruhe wahr. Es war nichts daran zu ändern, dass er einfache Arbeiten wie das Wischen mit dem Putzlappen oder das Polieren von Glas zu langsam verrichtete. Manchmal kauerte er sich im angrenzenden Flur nieder und murmelte etwas vom Bart des Wels', der dies oder jenes mache. Sah er sich von Asako ertappt, fragte er sie plötzlich: »Glaubst du, dass der Bart des Wels' Erdbeben voraussagt?« Antwortete sie dann: »Das kann schon möglich sein«, starrte er mit ernstem Gesichtsausdruck ins Leere. Asako bat Jônen auch um die Erledigung der Küchenarbeit, da sie aus dem Haus gehen musste. Weil die Angelegenheit schneller als vorgesehen erledigt war, kam sie früher zurück und sah in der Küche vorbei. Da war Jônen gerade dabei, Gemüse in den Topf mit der Misosuppe zu geben. Er blickte sofort auf die Armbanduhr: »Wir haben jetzt elf Uhr einundfünfzig, bis die Bergkartoffeln gedämpft sind, wird es zwölf Uhr sechs sein.« Mit diesen präzisen Ansagen lächelte er Asako an.

Nachdem die Entscheidung für das Live-Konzert gefallen war, hatte Genshû Asako über Jônens Medikamenteneinnahme aufgeklärt. Dass Jônens Gemütszustand ihr nun sofort instabiler schien, lag ja vielleicht daran, dass sie sich zu sehr über das Konzert, das in dieser Stadt stattfinden sollte, gefreut hatte. Sie konnte selbst nicht beurteilen, ob es davon kam, dass der Plan zu dem Live-Konzert konkret geworden war oder ob sich nur ihre Wahrnehmung geändert hatte; für Asako war Jônen jetzt ein Mensch, der noch schwieriger zu verstehen war als bisher.

Sah man einmal von seiner eingeschränkten Arbeitsfähigkeit ab, so war Jônen für Asako ein etwas merkwürdiger, aber freundlicher Mitmensch. Er nahm die Absichten der Personen in seiner Umgebung mit großer Sensibilität wahr und bemühte sich, danach zu handeln. Gerade das jedoch erschwerte ihm das Handeln. Dies hatte Asako, ohne es als positiv oder negativ zu beurteilen, als zur Persönlichkeit Jônens gehörend wahrgenommen. Asako wusste nicht viel über Psychiatrie, deshalb hatte sie die Wahrheit über Jônens Medikamente umso mehr getroffen. Asako dachte: Wenn es schon lange Jahre so mit Jônem lief, konnte man einerseits schließen, seine Persönlichkeit sei eben nun einmal so beschaffen. Andererseits, sollte man sie mit Medikamenten steuern? Ganz sicher in ihrer Einschätzung war Asako aber nicht.

Jônens nur mühsam beherrschte Anspannung am Tag der Teezeremonie war außergewöhnlich.

Am Vortag war eine Schar Frauen zum Säubern gekommen. Und nun hängte Genshû für Asako ein Rollbild auf. Währenddessen stieg auch ihre Spannung. Als sie die Blumen für die Zeremonie steckte, bemerkte sie ihre verkrampften Schultern. Ihr fiel zudem auf, dass sich ihr Mund einer alten Angewohnheit nach zugespitzt hatte, als sie die Besucher an der Eingangstür der Monju-Bodhisattva-Halle empfing und ihnen den Weg wies. Bei Jônens Anspannung handelte es sich jedoch um etwas ganz anderes.

Als sie einem befreundeten Paar aus der Nachbarstadt Plätze im Inneren der Halle, wo die Sitze der Ehrengäste waren, zuwies, hatte sich auch Jônen schon hingesetzt. Sie hatte gestern mit den Worten »Komm morgen ganz be-

stimmt«, einfach nur ihr Interesse an seiner Teilnahme bekunden wollen. Von Jônen ging eine gequälte Atmosphäre aus. Gemeinsam mit dem Ehepaar nahm Asako rasch Platz und saß nun Jônen direkt gegenüber. Sie konnte sehen, dass er, egal ob Kuchen oder ob Tee gereicht wurde, wie ein Kriegsgefangener wirkte, den man in das Feldlager des Feindes geführt hatte. Er war so verkrampft, dass er bei der Teezeremonie die Gesten seiner Nachbarn kaum wiedergab, seine Augen richteten sich allein auf die Tatami-Matten.

Gewiss, ganz am Anfang, als Asako an ihren ersten Teezeremonien teilnahm, war es ihr genauso ergangen. Erst wenn sich der Ablauf der Bewegungen körperlich einprägt, erreicht man ein Maß an Unbefangenheit. Im Falle eines Mönchs hat man wohl das Vorurteil, er müsse in solchen Regeln erfahren sein. Asako kam zu dem Schluss, dass es unter dieser Vorgabe sicher schwierig war, an der Zeremonie teilzunehmen, ohne davon eine Ahnung zu haben. Aber wie Jônen allmählich zu zittern begann und sich verkrampfte, das war jenseits des üblichen Rahmens.

Die Dame, die die Rolle der Gastgeberin spielte, sprach erklärende Worte über das Rollbild. Danach wählte die Dame, die der Ehrengast war und vor dem für den Spätherbst üblichen Feuerbecken saß, Asakos Blumengesteck als Gesprächsthema. »Ich habe den Eindruck, dass das Aufblühen des Farfugiums dieses Jahr recht spät ist. Was denken Sie darüber, werter Herr Mönch?« Das Gespräch hatte sich auf diese Art und Weise fortgesetzt und nun richtete sich die Aufmerksamkeit auf Jônen. Dieser verzog das Gesicht, begann ein wenig zu zittern und sagte, den Blick auf

die Tatami gerichtet: »Ich interessiere mich nicht für die Natur ... Ich habe nicht die Muße, mich der Naturbetrachtung zu widmen. Vor allem weil in meinem Kopf umso mehr Natur ist.« Auf diese Bemerkungen, die nicht hierher passten und viel zu überladen waren, gab keiner eine Antwort. Den acht anwesenden Gästen blieb nichts anderes übrig, als den Blick in die Ferne schweifen zu lassen und dem Windsäuseln in den Kiefern zu lauschen.

Asako erschrak, denn Jônen, der nur auf die Matten gestarrt hatte, fixierte nun plötzlich die Schmucknische. In der Nische hing eine Kopie des Rollbilds »Aphorismus des Herbstwinds« von Zen-Meister Daitô-Kokushi aus dem 14. Jahrhundert.

»Mir wurde von meinem Meister in Kyôto gesagt, dass es wohl schwer sei, Zen und Rock miteinander zu vereinen, ich dies aber, so gut ich es könne, versuchen solle.«

Später führte Genshû dazu aus, dass »Aphorismus des Herbstwinds« ein Gedicht gewesen sei, das der Meister den Schülern, die ihre Lehrzeit abgeschlossen hatten, zum Abschied mit auf den Weg gab. Insofern habe Jônen einen ähnlichen Gedankengang verfolgt. Er könne ihm dahingehend beipflichten. In diesem Moment verstand aber niemand, was gemeint war. Das Ergebnis war daher nur eine ungute, beklommene Atmosphäre des Schweigens. Auch die Betrachtung der Teegeräte fand bald ihr Ende. Der Ehrengast bedankte sich und erhob sich von seinem Platz.

Als die Teezeremonie vorbei war, schien Jônen für eine Weile wieder ganz normal. Asako dachte jedenfalls, dass er

normal sei, denn Rückschlüsse aus seinem Verhalten konnte sie nicht ziehen. Wenn sie sich am Morgen zum Tee und dann beim Mittagessen trafen, geschah eben nur nichts besonders Ungewöhnliches. Auf die Frage, wie viel Reis er haben wolle, antwortete er »Normal« oder »Bitte viel«. Zur Teestunde lehnte er Kuchen oder Obst meist ab, trank nur den Instant-Kaffee. So war die Lage.

Dann kamen abends die Anrufe. Meist um die Zeit, wenn Genshû das Abendessen beendet hatte und in sein Zimmer im zweiten Stock gegangen war. Häuften sich die Anrufe, waren es drei an einem Abend. Obwohl Asako eine eigene Telefonnummer besaß, kamen Jônens Anrufe garantiert unter der Nummer des Tempels. Jônen war meist ziemlich betrunken.

Bei den Anrufen wurde er bereits zu Beginn der Unterhaltung philosophisch. Nachdem er sich gemeldet hatte, »Hier ist Jônen«, warf er schon Sätze ins Gespräch, die zu einem Thema gehörten, über das er geraume Zeit nachgedacht hatte: »Meinst du nicht, dass es viel gescheiter ist, wenn man sich eine Situation nutzbar macht, als wenn man selbst eine Situation schafft?«

»Wie es Johnny Rotten gesungen hat, *I Use the Enemy*. Den Feind zunutze machen. Gerade eine Situation mit Schwierigkeiten, Kalamitäten, die bringt die wahre Persönlichkeit hervor, das habe ich früher bereits gesagt. Damit hängt es doch zusammen, oder?«

»Wo ich mich doch extra religiösen Übungen unterzogen habe, da wäre es ja ziemlich verrückt, wenn ich jetzt vor dem Konzert noch zum Anhänger des Situationismus werden würde?«

»Juli, Takurô und Yûmin, die drei mag ich wirklich sehr. Ich möchte, dass das auch dir klar ist!«

Jônens Aussagen nahmen meist die Form von Fragen an, waren aber keine Fragen, sondern eigenwillige Ausbrüche. Was sollte das Ganze eigentlich bedeuten? Was verband denn die genannten drei Musiker? Wenn Asako nachfragte, gebrauchte Jônen sofort für sie schwer verständliche Wendungen, schon bei den einführenden Worten, von denen man doch annehmen mochte, sie wären nicht philosophisch. Erklärte er, der Situationismus sei der Malcolm McLarens, blieb ihr das trotzdem unverständlich. Wenn es in Bezug auf die Musiker hieß: »Bei allen Dreien ist der Minor-Akkord trocken und leicht«, konnte sie auch darauf bloß: »Ach, tatsächlich« sagen. Sie entgegnete immer nur: »Wähle doch bitte Genshûs Nummer, wenn es um dieses Thema geht.« Jônen rief dann gleich wieder unter der Nummer des Tempels an. Sicher zeigte er ihr auf diese Weise seinen Dank dafür, dass sie dem Konzert in der Stadt uneingeschränkt zugestimmt hatte. Daran musste sie immer denken, wenn sie seinen unverständlichen Aussagen lauschte.

Vor acht Jahren war Asako von Ôsaka als Braut hierher gekommen. Als jemand, der ebenso aus einer anderen Region stammte, empfand sie zuweilen ein Gefühl der Verbundenheit mit Jônen. Asako war natürlich noch nicht da gewesen, als Jônen das erste Mal in diesen Tempel gekommen war. Sie hatte von Genshû auch nichts Näheres über den Jônen von damals gehört. Daher war ihr die Angelegenheit mit Jônens Medikamenten fremd gewesen, bis Genshû sie vor kurzem darüber informiert hatte. Obwohl

sie nun Bescheid wusste, war ihr nicht so, als hätte sich damit grundlegend etwas geändert. Jônen war ein aufrichtiger Mensch und er war freundlich. Meist war es recht eindrucksvoll, wie überaus höflich Jônen mit den Besuchern umging. Sie kannte sich in Bezug auf den Buddhismus und in Hinsicht auf die Krankheit nicht besonders aus, folgerte aber, dass an ihm nichts Bedenkliches war. Jedenfalls war Jônen ein Mensch, der sich für keine Sache richtig eignete. Davon war man oft beeindruckt, manchmal verunsicherte es einen auch. Asako schreckte vor den allabendlichen Telefonanrufen zurück, kam jedoch zu diesem Schluss.

Mitte November wurden die Telefonanrufe seltener. Nach Genshû hieß dies: »Jetzt ist er depressiv.« Kurzent-schlossen wandte sich Asako an Jônen, der während der Teepause mit leerem Augenausdruck dasaß.

»Machst du dir vielleicht über irgendetwas Sorgen?«

Jônen freute sich, angesprochen zu werden. Er zeigte ein schwaches Lächeln, das allmählich erlosch als er antwortete:

»Für das Konzert muss ich mich in meinem Inneren ein bisschen aufladen.«

Für Asako war das eine schwer nachvollziehbare Logik. Sie dachte dann aber, dass eine Reaktion wie diese vermutlich normal war, wenn man sich jahrelang seinen verschiedenen Ich gegenüber sah. Asako stopfte sich die Kekse, die Jônen auf keinen Fall aß, in den Mund und nickte heftig in Richtung von beiden, Jônen und Genshû.

Kurz vor dem dreiundzwanzigsten November, Jônens Geburtstag, sprach Genshû mit ihr über die »Gedenktags-

depression«. Genaues wusste er auch nicht. Jedenfalls ging es darum, dass an besonderen Tagen wie Neujahr oder Obon, Totengedenktagen oder Geburtstagen Depressionen häufig hervorbrechen. Ohne zu wissen, worauf Genshû hinaus wollte, fragte Asako, während sie ihr Abendessen, das aus Spaghetti bestand, verzehrte: »Warum ist das nur so?«

Genshûs Antwort erschien ihr halb verständlich, halb unverständlich.

»Man begeht beispielsweise einen Totengedenktag am siebten Tag nach dem Tod eines Menschen sowie am neunundvierzigsten Tag. Dieses System hat man deshalb eingerichtet, um die Trauer an einem solchen Tag konzentriert auszuleben, damit man an den übrigen Tagen nicht zu sehr von ihr belastet wird. Also denkt man vielleicht an einem Tag wie seinem Geburtstag besonders viel über sich selbst nach.«

Während Genshû die Spaghetti wie japanische Udon-Nudeln schlürfte, wiederholte er nur einige Male: »Wir sollten achtsam sein.«

Es geschah wider Erwarten nichts Besonderes, nichts, das man Zwischenfall hätte nennen können. Jônens wirkte vielmehr so, als habe er die Depressionen bereits hinter sich gelassen. An Jônens Geburtstag, das Wetter war schön, ging Genshû am Morgen aus. Jônens wurde damit beauftragt, die Kalender, die am Jahresende verteilt werden sollten, in ihre Hüllen zu stecken. Auf der Veranda des Teezimmers, die von hellem Licht überflutet war, hatte er sich niedergelassen. Es sah so aus, als verbrächte er dort eine ruhige, friedliche Zeit.

Plötzlich sagte er im Lauf der Vormittagsteepause, um zehn Uhr, mit bedeutungsschwerer Stimme etwas, das ihr deutlich in Erinnerung blieb.

»Gestern Nacht hat es mir keine Ruhe gelassen. Ich habe nachgeschlagen, da habe ich festgestellt, dass John F. Kennedy nicht am dreiundzwanzigsten November erschossen wurde. Wirklich, ein ziemlicher Schock. Ich habe mich nur um einen Tag geirrt. Es war der zweiundzwanzigste gewesen. Jetzt habe ich tatsächlich seit mehr als zwanzig Jahren fest geglaubt, dass an meinem Geburtstag Kennedy erschossen wurde.«

Jônen sagte es, als sei er großartig betrogen worden. Asako konnte seine Darlegungen nicht nachvollziehen, konnte dem entgeisterten Jônen keinen Trost spenden. »Ach, Nen-san, du wirst jetzt auch schon vierzig. Alles Gute«, sagte sie nur und gratulierte ihm, der zwei Jahre später als sie die vierzig erreicht hatte.

In der Pause um drei Uhr kam Jônen wieder auf das Thema zu sprechen. »Warum habe ich mich nur so geirrt«, grübelte er, als er seinen Kaffee trank. »Jeder irrt sich doch mal«, meinte Asako bloß, dachte aber wie merkwürdig Jônen war, der sich benahm, als gräme er sich über eine Beleidigung, die er jemandem zugefügt hatte.

Einen Zwischenfall konnte man es nicht nennen. Am Abend dachte sie allerdings, wie seltsam das Ganze gewesen war.

Genshû kehrte von einem anderen Tempel, den er besucht hatte, zurück. Das Gespräch kam auf Namu, der nun sehr schwach war und Windeln brauchte. Jônen und Asako waren gerade bei ihrer Drei-Uhr-Teepause gewesen.

Vor kurzem noch hatte einer von ihnen Namu spazieren geführt, nun konnte der Hund nicht mehr aufstehen. Er mühte sich ab, scharrte mit den Vorderbeinen auf dem Erdboden. Noch vor einer Woche hatte er wenigstens den Vorderkörper aufrichten können, wenn auch der hintere Teil des Körpers versagte. Seitdem lag er tagsüber auf der rechten Seite ausgestreckt vor seiner Hütte am Teich. Nachts schlief er auf dem Betonboden vor der Befeu-erungsöffnung des Bades, wo man eine Woldecke und Zeitungspapier ausgebreitet hatte. Namu konnte sich nicht mehr eigenständig bewegen. Meist nahm ihn Genshû in die Arme und trug ihn. Ebenso konnte er nicht mehr das Bein heben. Der Hund hatte guten Appetit, deshalb gab er reichlich Kot und Urin von sich, musste aber alles unter sich lassen. Man wechselte das Zeitungspapier jeden Tag, doch hatte auch die Woldecke etwas davon aufgenommen. Da das Wetter heute gut war, hing Asako die Unterlage zum Trocknen auf. Vielleicht hatte Genshû die Decke gesehen, so war sein plötzlicher Kommentar, nachdem er das Priestergewand abgelegt und sich umgezogen hatte, zu erklären.

Jeder von ihnen hatte schon in diese Richtung gedacht. Die Idee für ein Tier Windeln zu beschaffen, hatte bislang keiner gehabt. Genshû hatte es wohl im Fernsehen gesehen, als er gerade auswärts gewesen war.

»Nicht Windeln zum Wickeln, sondern solche, die man unterlegt.« Jônen meinte darauf: »Ich geh' sie kaufen.«

So merkwürdig war das nun nicht. Nach einer halben Stunde hatte Jônen in einem Haushaltswarenladen eine Badematte und Windeln für Tiere gekauft. Während Gen-

shû Namu hochhob, breitete Jônen die Matte und die Windeln vor der Befeuerungsöffnung des Bads aus. Als Namu, der in Genshûs Armen mit den Beinen gestrampelt hatte, sich mit der rechten Körperhälfte auf die Windeln streckte und dort endlich zur Ruhe kam, meinte Jônen mit fröhlicher Stimme:

»Heute ist nicht der Tag, an dem Kennedy erschossen wurde, sondern es ist eben der Gedenktag von Namus Windeln.«

Kaum hatte er das gesagt, wandte er sich dem Abendrot jenseits des Brunnens zu. Er lachte, als könne er sich nicht mehr halten. Als er eine bekannte Melodie anstimmte, klang seine trockene Stimme mit einem Mal wie angefeuchtet. Asako konnte die Worte deutlich hören, obwohl Jônen mit dem Rücken zu ihr stand.

»Haleluujaa, haaleluujaa, haleluujaa, haaleluuja.«

Bei dem vierten und letzten »ja« war sich Jônen nicht ganz sicher, ob es ihm gelungen war. Asako bemerkte, dass etwas in ihm aufkeimte. Da sie über das vorangegangene Gespräch nicht im Bilde war, fragte sie in diesem Moment nichts. Nachdem die Nacht angebrochen war, sprach sie Genshû auf das Kennedy-Thema vom Morgen an und fragte, wie denn nun eigentlich Kennedy, Namus Windeln und das Halleluja zusammenhingen.

Nachdem Genshû sich ein Herz gefasst hatte und zugab: »Ich weiß es nicht«, brachte er seine Meinung im Sinne einer bloßen Vermutung vor.

»Er hat einmal darüber gesprochen, dass er, wenn er Namu sieht, an seinen verstorbenen Vater denkt ... Er meinte, dass er nun gerne in Ruhe Namus letzte Stunde

begleiten wollte, weil er den Vater auf seinem letzten Weg nicht hatte begleiten können. Ich denke, er hat einen ziemlichen Schreck bekommen, dass er sich an den Todestag Kennedys falsch erinnert hat. Er hat wohl irgendwie in die Richtung gedacht, dass er die Wiedergeburt Kennedys sei und gemeint, dass er der Mensch sei, der tun müsse, was Kennedy unerledigt zurückließ. Wenn das alles nun falsch gewesen sein soll, muss er wohl einen Schock erfahren haben, als sei der Grund seiner Existenz fragwürdig geworden. Nen-san hat in dieser Lage einen anderen Existenzgrund als Ersatz entdeckt ...«

»So? Und der wäre?«, fragte Asako, die auf die weißgetünchte Decke ihres Schlafzimmers starrte und dabei das Wasserplätschern unten im Teich wahrnahm.

Da drehte sich Genshû in der Dämmerung zu ihr um, verharrte eine Weile in Schweigen und fuhr dann fort: »In Wirklichkeit ist es vielleicht ganz anders. Man könnte aber Vermutungen anstellen, es sei in etwa so, wie wenn man das fehlende Mittelteil der Geschichte des Böttchers ergänzen würde, des Böttchers, der verdient, wenn der Wind bläst ... Ähnlich wie im Fall dieser Geschichte, denke ich, würde es in Nen-san einen wenigstens für ihn logischen Zusammenhang geben.«

»Und was meinst du damit?«

»Du wirst vielleicht denken, das ist ziemlich unsinnig: Als er Namu die Windel bereitgelegt hat, da hat er diese Handlung als Hilfe für den sterbenden Vater gesehen, dem er damals nicht beistehen konnte.«

Unsinnig war das nicht. Asako lauschte dem Plätschern des Wassers im Teich. Während sie Genshûs Gesicht in der

Dunkelheit fixierte, fragte sie sich, warum die Menschen nur so kompliziert sein mussten.

Man hörte plötzlich, wie die Aluminiumschüssel für Namus Futter durch einen Windstoß ins Rollen kam. Asako musste an Jônen denken, an seine Gestalt, die einsam im Mondlicht stand. Ihr wurde irgendwie traurig zumute. Ihr war, als läute ein Wecker und in den Klingelpausen dazwischen vernehme sie schwach Namus mitleiderregendes Geheul. Auch das Geräusch des Windes im Bambuswald glaubte sie zu hören und das Fallen der letzten verbliebenen Gingkoblätter. Wie sie an Namu dachte, ging er ihr nicht mehr aus dem Kopf. Sie bat Genshû dringend, einmal nach ihm zu sehen. Asako lauschte auf Genshûs Bewegungen, konnte hören, wie er bis zur Feuerstelle für das Bad ging. Dabei fielen ihr, warum war ihr unklar, die Worte ein, die Jônen bei der Teezeremonie gesagt hatte: »Ich interessiere mich nicht für die Natur ... Ich habe keine Muße, die Natur zu betrachten.« Sie stellte sich vor, dass Jônen etwa auch aus diesem Wind in den Bäumen eine Botschaft von Mensch oder Tier heraushörte. In diesem Zusammenhang fiel ihr noch ein, dass Jônen ihr diesen Monat in einer seltsamen Art, bei der man nicht wissen konnte, ob es Realität und Erinnerung war, berichtet hatte, dass die Tiere im Zoo nahe der Walknochenbrücke nachts immer begonnen hätten zu heulen. Als Asako hörte, dass Genshû die Treppe heraufkam, empfand sie plötzlich ein Gefühl der Beruhigung. Vermutlich stiegen ihr deshalb die Tränen in die Augen.

Genshû trat ein, fröstelnd die Arme untergeschlagen, begab sich eilends unter die Bettdecke und berichtete. Namu

hatte wohl tatsächlich geheult. Er war mit den Vorder- oder Hinterbeinen an den Fressnapf gestoßen, den er abends bekommen hatte. Wollte er an die Aluminiumschüssel gelangen, stieß er immer wieder daran, konnte sie aber nicht ganz erreichen. Hatte er sie endlich erreicht, trat er sie erneut fort. Weil sich das stets wiederholte, heulte er vor Frustration. Namu war wirklich in bedenklicher körperlicher Verfassung, doch diesem Zustand galt sein Heulen offenbar nicht. Der einfache Grund, dass er sein Futter nicht erreichen konnte, hatte ihn dazugebracht, ein so durchdringendes Geheul anzustimmen. Bei dieser Vorstellung hellte sich Asakos Stimmung auf.

Als Genshû schon fast eingeschlafen war, fiel Asako plötzlich eine Frage ein, die sie ihm noch hatte stellen wollen: »Was hat eigentlich das Halleluja zu bedeuten?«

Genshû sagte nur: »Wie?« Er schwieg eine Weile, als habe er nichts gehört. Asako dachte bekümmert, er sei eingeschlafen, da machte er endlich den Mund auf: »Es ist ein Wort, das wie Namu Amida Butsu, die Verehrung Gott gegenüber zum Ausdruck bringen soll.«

Wie er jetzt schon soweit in das Thema eingestiegen war, wandte er sich zu Asako um. In der Dunkelheit, an die sich Asako nun gewöhnt hatte, spiegelten seine Augen, die keine Müdigkeit zeigten, einen Lichtstrahl wieder.

»Wie soll ich es ausdrücken ..., er hat sich, als er die Windeln für Namu auslegte, fast so glücklich gefühlt, als wäre er seinem Vater nahe gekommen. Was es ist, weiß ich nicht zu sagen, aber ich denke, dass er heute, an seinem Geburtstag, etwas entdeckt hat, das ihm eine Stütze ist. Vielleicht wollte er den Göttern dafür danken ... oder er hat

einfach Namus Namen auf westliche Weise, das heißt auf christliche Art ausgerufen.«

»Was heißt das?«

»Nun, Namu bedeutet ja, ich folge dir, ich weihe dir mein Leben.«

Das war ein interessanter Hinweis. Selbst wenn Asako dem halb beipflichtete, dachte sie, dass sie Jônens Beweggründe nicht ganz nachvollziehen konnte. Nachdem sie beide eine Weile geschwiegen hatten, sagte Genshû etwas, das ihr das Gefühl vermittelte, dass Jônens doch irgendwie erlöst worden war.

»Vielleicht hat er ja nur ganz einfach seine Freude über das schöne Abendrot zum Ausdruck gebracht.«

Asako erinnerte sich an das Abendrot, das von der Heizöffnung des Bades aus wie eine riesige Feuersbrunst gewirkt hatte. Und während sie sich daran erinnerte, dass die Kakifrüchte in derselben Farbe gegläntzt hatten und dass hinter Jônens der schwarze Schatten eines Vogels weggeflogen war, hoffte sie, dass es wirklich so gewesen sei. Vielleicht hatte für Jônens das Abendrot am Tag seines Geburtstages eine besondere Bedeutung, war für ihn nicht nur Natur. Auch so war es ja gut, dachte Asako, bevor sie in den Schlaf fiel.

Geschäftlich waren Jônens Erledigungen eigentlich nicht zu nennen, aber er wirkte stets sehr bemüht, wenn er dem Saxophonspieler und dem Drummer das Fahrgeld zuschickte, mit den beiden Verabredungen traf oder ihnen eine Wegskizze für den Straßenverlauf zur Autobahn zuschickte.

Jõnen trank wie immer Whisky mit Eis, hielt sich aber zurück. Er hatte die Stücke für das Konzert auszusuchen und spielte dabei die alten Lieder für Tae und Riu. Er sah mit Riu zusammen fern, nahm ab und zu Taes Täschchen in die Hand und betrachtete sie wieder und wieder. Tae hatte, mit einem Wort gesagt, den Eindruck, Jõnen habe »geistigen Spielraum«.

»Alter, bist wohl ziemlich entspannt«, meinte Tae an einem der Abende. Da erklärte Jõnen mit einem schiefen Lächeln und in einer merkwürdigen Ausdrucksweise, von der man nicht wusste, ob sie auf Entspanntheit oder auf Nachlässigkeit beruhte: »Es sind letztlich Wandlungen der verschiedenen Ichs. Die Welten der Hölle, der Hungergeister, der Tiere, der Dämonen, der Menschen und des Himmels, davon hast du doch mal gehört. Sich windend wandeln die verschiedenen Ich hier hindurch. Mit dem Live-Konzert dringe ich durch die sechs Welten. Unnötig, sich Sorgen zu machen.«

»Ich mache mir keine besonderen Sorgen, allerdings hast du nicht wie sonst geübt.«

»Ach, so. Jetzt habe ich verstanden. Proben darf ich nicht abhalten. Proben töten die Zeit. Nichts anderes als Spontanaktionen sind erlaubt.«

Jõnen äußerte sich wie immer kompliziert, doch Tae fühlte Jõnens geistigen Spielraum, als ob es ihr eigener wäre. Er erklärte ihr alles mit einer seltenen Sorgfalt, als sie ihn um die Erläuterung der sechs Welten bat.

Nun, so konnte man Jõnens Wandlungen ja auch sehen, nicht als Manie, Depression und Schizophrenie, sondern als Wiedergeburt seines Ichs in den sechs Welten. So gese-

hen kam sie zu dem Schluss, dass die Hungergeister, die Dinge begehrten, die Tiere, die von den Dingen nichts wussten, sowie auch die Dämonen, die im Zorn ihr Ich vergaßen, nicht Jônen entsprachen, sondern vielleicht vielmehr ihr selbst. Jônen flatterte nur zwischen Mensch und Mensch umher wie der Bart des Wels', sich an Worte klammernd. Oder war es ein Hin und Her zwischen Himmel und Hölle? Nein, wenn, wie Jônen sagte, das Reich des Leidens dasjenige war, das aus der Begegnung von Mensch und Mensch entstand und die Welt des Himmels die, in der die reine Freude herrschte, wo war dann die Hölle, überlegte Tae mit ihrem wenigen Wissen.

Anfang November war Jônen gemeinsam mit Genshû zu einer Trauerfeier in die Präfektur Saitama gefahren. Jônen war nach der Totenwache allein in eine Snackbar gegangen und hatte dort unbedacht Geld verschwendet. Tae hatte davon erfahren, es kam zu einem Streit und ihr ent schlüpften einige Worte zuviel: »Wenn ich mich von dir trenne, Alter, dann bleibt dir nur noch die Gitarre, der Radiokassettenrekorder und die eine Wolldecke, die du mal als Lohn für eine abgehaltene Zeremonie erhalten hast. Wenn ich gehe, nehme ich nämlich alles mit, den Tisch und den Heizteppich auch!«

Nachdem sie die Worte gesagt hatte, wurde ihr bewusst, wie gemein sie waren. Aber die Einnahmen durch die Tickets für das Live-Konzert würden nicht einmal reichen, um den beiden Musikern einen angemessenen Dank abzustatten. Sie hatte jeden Tag darüber nachgegrübelt, wie es nur für ein bisschen mehr reichen würde und hatte deshalb ihren Zorn nicht unterdrücken können.

»Wenn ich die Gitarre, den Kassettenrekorder und die Wolldecke habe, komme ich schon irgendwie zurecht.«

Wie Tae Jônens, der es ganz ernst meinte, diese Worte mit gepresster Stimme sagen hörte, versetzten diese ihr automatisch einen Schlag. Die blitzartige Einsicht, dass sie jetzt in die Hölle der Hungergeister und Tiere gefallen war, rief auch noch die Dämonen hervor.

Riu war gerade erst eingeschlafen und wachte auf, wischte sich, an einen Balken gelehnt, verschlafen die Augen und fragte: »Wer bin ich? Wo bin ich hier?«

Diesen Satz hatte er vermutlich aus dem Fernsehen, doch bevor Tae das realisierte, platzte sie schon wütend heraus: »Sprich nicht wie ein Verrückter!«

Als sie den weinenden Riu umarmt und zum zweiten Mal ins Schlafzimmer gebracht hatte, fragte sie sich, ob das Dämonen gewesen waren oder die Hölle, oder ob eben sogar das zum Menschen gehören musste.

Jônens Art, seine eigenen Wandlungen aus beinahe kühl zu nennender Distanz zu betrachten, als ob diese eines anderen Angelegenheit wären – erboste Tae zuweilen sehr. Jônens meinte: »Ich möchte mich, bis es mich langweilt, möglichst weit von allem entfernen und so dem Tag des Live-Konzerts entgegengehen.« Tae hatte die Absicht gehabt, diesen Standpunkt, den Jônens mit aller Macht vertrat, nachzuvollziehen. Doch für seine Art, sich am Telefon großspurig gegenüber irgendeinem Gesprächspartner zu der Sache zu äußern, konnte Tae wirklich kein Verständnis aufbringen. Tae hörte ebenfalls, wie er am Telefon nicht nur zu seinen Freunden, sondern auch zu Genshû und Asako sagte: »Singen – das ist etwas wie Stützstangen für eine

Kiefer. Wenn ich es nicht tue, kann ich nicht gehen.« Zu seinem Gesprächspartner, der vermutlich Genshû war, sagte er weiter: »Ich verbringe meine Tage nun so, um eine Sache, derer ich gewiss bin, nicht zu verlieren, um darüber hinaus aber auch nicht der Überschätzung anheim zu fallen.« Bevor Tae jedoch noch darüber nachdachte, um was es sich bei dieser Gewissheit handelte, verspürte sie Wut auf Jônen, der jeden Abend telefonierte, während sie neben Riu lag, um ihn zum Einschlafen zu bringen.

Wenn es wie immer und Jônens Zustand manisch gewesen wäre, hätte sie ihm ihre Meinung unverhohlen mitgeteilt. Doch da Jônen dieses Mal erstaunlich ausgeglichen war, bedrückte sie ihre eigene Unausgeglichenheit – anders als gewöhnlich. Tae fiel der Ausdruck Kollaboration ein, den Jônen häufig gebrauchte. »Wie viel Freiheit können wir uns in einer beengten Situation gegenseitig lassen? Das ist die Hauptfrage«, sagte Jônen. Es war nicht bedeutungslos im Hinblick auf ihr Zusammenleben mit Jônen. Vielleicht wurde auch sie parallel zu Jônens jeweiligem Zustand einem schwindelerregenden Wandel unterworfen. Tae dachte jetzt erstmalig in diese Richtung. Und sie kam zu dem Schluss, dass die Hölle doch auch zwischen Mensch und Mensch anzusiedeln war.

Ihr war es so, als würde sie, wenn Jônen depressiv wurde, immer nett und freundlich.

Der Anlass war Jônens Geburtstag gewesen. Als er nach Hause kam, trat er Tae, die in der Küche war, singend mit einem »Halleluja« entgegen. Tae fragte ein bisschen scherzhaft: »Ist morgen Halleluja, weil wir heute ein schönes Abendrot hatten?« Da rückte Jônen, ohne die Spur eines

Lächelns zu zeigen, von ihr ab und flüsterte: »Ein heiliges Halleluja und ein bloß dahingesagtes Halleluja sind gleich.«

Vielleicht war Jônen darüber verstimmt, dass ich ihm heute früh nicht zum Geburtstag gratuliert habe, dachte Tae zunächst. Sang er eventuell deshalb Halleluja, weil er sich selbst beglückwünschen wollte ... Nach einer Weile fiel ihr ein, dass es Leonard Cohens Halleluja gewesen war, das nach Jônens Wunsch bei der im Februar in Kagoshima durchgeführten Trauerfeier für seinen Vater erklungen war – als Hintergrundmusik während des Vorlesens der Kondolenztelegramme, nachdem der Abt des Jôdô Shins-hû-Ordens die Sutren rezitiert hatte. Ganz sicher war es diese Melodie. Zu dieser Gewissheit gelangte Tae, als sie das Essen aufgetragen hatte.

»So, jetzt bist du also vierzig geworden«, meinte Tae und hob ihr Bierglas. Jônen reagierte, indem er ebenfalls sein Glas hob, sagte aber nichts. »Ist irgendetwas passiert?«, fragte Tae neugierig. Jônen war wie Riu ganz vertieft in den Trickfilm im Fernsehen. Mit Tränen in den Augen wandte sich Jônen langsam um und antwortete einsilbig: »Namu braucht Windeln.« Es war schon manchmal vorgekommen, dass Jônen Zeichentrickfilme für Kinder sah und dabei weinte, doch Tae wusste den wahren Grund für Jônens Tränen nicht. Sie fragte nicht weiter. Die alte Dame, bei der Jônens Mutter wohnte, hatte als Geburtstagsgruß per Eilpost drei gebratene Hühner aus Kyôto schicken lassen. Der bereitgestellte Wein wurde ebenfalls geöffnet. Während des Essens kam sogar ein Anruf von Jônens älterer Schwester. Jônen war in sich versunken, taute nicht auf. Er lachte nur

einmal kräftig, als Riu vor dem Schlafengehen, die Hände auf Taes und Jônens Schultern gelegt, sagte: »Ich mag Papa und ich mag Mama, aber am liebsten mag ich mich selbst.«

Noch für eine Weile nachdem sein Lachen verstummt war, behielt Jônens einen grausam lächelnden Gesichtsausdruck bei. Und als Tae Riu zum Schlafen brachte, sang er mit leiser Stimme erneut das Halleluja. Vielleicht war für Tae dieses Lächeln Jônens das letzte, das sie bis zum Konzert von ihm sehen sollte ...

Auf nahezu mysteriöse Art waren Jônens schon beinahe Ehrfurcht einflößende dunkle Stimmungen plötzlich verschwunden. Er verhielt sich außerordentlich milde, man konnte sogar sagen tiefsinnig. Tae wunderte sich sehr darüber, wohin die Worte eines Menschen, der so sehr den Worten nachgejagt war, entschwunden waren. Früher hatte Jônens in der manischen Phase einmal gesagt: »Etwas, das nur Menschen können: beten und verfluchen. Das bedeutet nämlich im Besitz der Sprache zu sein.« Vielleicht besaß auch der depressive Jônens noch irgendwo Sprache und wenn, war diese wohl die Sprache des Gebets. Wenn sie den depressiven Jônens, der zu viel trank und sicher niemanden anderen als sich selbst verletzte, jeden Abend betrachtete, dann fiel ihr ein Satz ein, den Genshû einmal gesagt hatte: »Ein wirklich wunderbarer Priester, der in Jônens wohnt.«

Als sich Jônens allerdings nach einigen Tagen einem seltsamen Unterfangen zu widmen begann, dachte Tae eher an den Fluch, der in den Worten lag. Nicht, dass Jônens mit Worten einen Fluch ausgesprochen hätte – die Worte verwünschten Jônens. Er hatte die seltsame Handlung ver-

mutlich erdacht, um den Fluch der Worte zu brechen. Und Tae wurde zu diesem Zeitpunkt das erste Mal dieses Fluchs gewahr.

Einige Tage nach dem Geburtstag hatte sie es bemerkt. Es war wohl geschehen, als sie und Riu ins Bad gegangen waren. Es mochte auch schon am Tag nach dem Geburtstag passiert sein, nur dass ihr nichts aufgefallen war. Eines Abends also war Tae aus dem Badezimmer gekommen, um sich noch Shampoo aus ihrem Vorrat zu holen. Da bemerkte sie, dass in dem kleinen Viereinhalbmetern-Zimmer neben dem Wohnungseingang Licht brannte. Sie steckte den Finger in einen Spalt der Schiebetür, öffnete sie und erschrak. Im warmen Licht des Halbdunkels sah sie ihre eigene nackte Gestalt unzählige Male aufscheinen. Zugleich erkannte sie, dass unzählige Gestalten Jônens sie betrachteten. Wie Stromwellen durchfuhr es ihren nassen Körper und einen Moment lang wurde ihr schwindelig. Jônens hatte den dreiteiligen Spiegel, den sie seit geraumer Zeit nicht mehr benutzte, geöffnet und saß davor, in einer Ruhe, die man friedvoll nennen musste.

Da sie damals nackt war, ging sie gleich zurück ins Bad. Als sie fertig war, saß Jônens bereits am Tisch und trank Whisky mit Wasser. Am nächsten Tag war Jônens jedoch nicht zu entdecken, als sie aus dem Bad kam. Sie dachte, vielleicht ist er ja – und tatsächlich saß er dort wie am Vortag.

Sie brachte Riu zu Bett und kam zurück. Jônens saß immer noch in kaum veränderter Haltung. Sie setzte sich schweigend neben ihn, der mit leicht gekrümmtem Rücken in seinem grauen Sweater in korrektem Meditationssitz

verharrte. Das helle Pink ihres Pyjamas erschien im Spiegel wie in feine Streifen zerschnitten und durcheinandergewirbelt: Ihr war, als ob durch ihre Bewegung Spiegel und Zimmer ins Schwanken geraten seien. Tae sah ihr eigenes Gesicht, ihre Ohren und die Stirn, die sich in einem kleinen Abstand neben dem Gesicht Jônens widerspiegelten und dachte, dass es Jônens aus verschiedenen Winkeln umgab. Wie der Spiegel die kleinste Bewegung unmittelbar bis in die hintersten Ebenen weitergab, so war ihr, als sähe sie gleichzeitig ihre Vergangenheit und ihre Zukunft, als nähmen Jônens Augen, die ohne zu zwinkern auf etwas ihr Unbekanntes gerichtet waren, ihr Ich in jedem Augenblick und in den verschiedenen Blickwinkeln wahr.

Jônens Ausdruck hatte sich nicht im geringsten verändert, als Tae eingetreten war. Aus seinem halbgeöffneten Mund kamen keine Worte, kein Laut. Tae war es beinahe, als stehe die Zeit still, und diese Wahrnehmung versetzte sie in ein kaum gekanntes Gefühl des Friedens. Für Jônens war es wohl anders, aber ihr war so, als ob die unzähligen Vergangenheiten, die sich bis in die tiefen Hintergründe des Spiegels anhäuften, alle in greifbarer Nähe wären.

Mit einem Mal erinnerte sich Tae an die Geschichte vom dreiteiligen Spiegel, die sie von Jônens gehört hatte, bevor sie zusammengezogen waren. Jônens hatte ihr erzählt, er sei damals gerade vier Jahre alt gewesen. Tae war es noch in frischer Erinnerung, wie Jônens, der dabei so unschuldig aussah, als sei er wieder vier geworden, ihr davon berichtete, während sie in einem Restaurant in der Tōkyōer Vorstadt etwas aßen. Der vierjährige Jônens spiegelte sich in einem dreiteiligen Spiegel und wiederholte ein ums andere

Mal: »Ich, ich, ich.« »Als ich das so machte, ist mein Ich verschwunden«, meinte Jônen mit glänzenden Augen und fröhlicher Stimme. »Damals bin ich mir zum ersten Mal meines Ichs bewusst geworden.« Tae erinnerte sich, dass sie angesichts dieser Worte voller Ehrfurcht gedacht hatte, dass sich ein Mönch eben von anderen Menschen unterscheidet. Tae hatte einen Eindruck von Jônens abgründiger Welt bekommen, als er weiter berichtete, wie sehr er sich als Kind vor dem Tod gefürchtet habe, dass er es fast nicht ertragen konnte, einmal wirklich sterben zu müssen und dass er deshalb einige Jahre lang oft schlaflose Nächte verbracht habe.

Tatsächlich abgründig, dachte sie. Da hatte er nun diese Unzahl von anderen Ich vor sich und sein wirklicher Körper verströmte die Atmosphäre einer leeren Schale. Wiederholte Jônen auch jetzt immer wieder ich, ich und hatte dabei sein Ich verloren? Oder gebrauchte er nun andere Worte? Jedenfalls war momentan kein Widerhall wilder Worte zu spüren. Vielleicht war das das wahre Wesen der Meditation, stellte sich Tae diese unbekannte Welt vor. So wie vor ihrer Hochzeit.

Den folgenden Abend und auch den darauf folgenden Abend setzte sich Tae neben Jônen. Weil sie es dort ein bisschen kalt fand, brachte sie den Petroleumofen aus der Küche mit. Sein rotes Licht, das sich wie eine ferne Nachlandschaft in unzähligen Stücken im dreiteiligen Spiegel brach, umhüllte die beiden.

In dem Zimmer fiel kein Wort. Jônen war jedoch nicht völlig verstummt. Kam er aus dem Tempel zurück, berichtete er immer ein wenig von Namus Zustand:

»Er hat das Bein unter seinem Körper zu häufig bewegt, deshalb hat er sich eine Schürfwunde zugezogen.«

»Heute morgen hat er laut geheult und als ich ihm Wasser brachte, hat er den halben Schöpflöffel ausgetrunken.«

»Er liegt zusammengekrümmt auf der rechten Seite, diese Haltung ändert er nicht mehr.«

»Wenn man ihm das Essen gibt, hält man den Fressnapf fest und er schüttelt den Kopf hin und her wie ein Pferd, das auf einer steilen Straße gehen muss.«

Ähnlich einem Kindertagebuch in Bildern, erstanden so die Szenen von Namus herannahendem Tod auch vor Taes Augen. Sie dachte, dass Jönen wohl in seinem nächsten Konzert und in Namus Aufbruch zur letzten Reise eine Gleichzeitigkeit empfand. Etliche Tage waren es wohl schon, an denen Jönen anstelle der üblichen Begrüßung, »Bin wieder da«, über Namus Befinden sprach, wenn er nach Hause kam. Als er eines Tages sagte: »Für Namu gibt es weder Tag noch Nacht«, fragte Tae besorgt: »Bist du mit Namu *synchron*?«

Da sagte Jönen mit einem Ausdruck, als habe er soeben eine Theatervorstellung beendet: »Nicht ich, sondern Namu ist *synchron* mit mir. Man muss mit etwas *synchron* sein, sonst hätte es auch keinen Sinn, ein Konzert zu machen.«

Es platzte richtig aus ihm heraus. Sie selbst hatte die Worte in den Raum geworfen. Konterte er sie so unvermittelt, kam Tae nicht umhin zu denken, seine Worte hätten sie gleichsam mit einem Fluch belegt. Trotzdem herrschte, wenn sie im Viereinhalbmatten-Zimmer vor dem Spiegel saßen, ein unsagbar tiefes schweigendes Wohlgefühl. Man

konnte zu dem Schluss kommen, dass dies eine Zeremonie war, deren sie beide schon viel früher bedurft hätten. Es war so, als könnten sie sich dort in einem noch unbekanntem, unendlich zärtlichen Ich begegnen.

Tae sprach Jônen vor dem Spiegel ab und zu an. Jônen zeigte keine Reaktion darauf, er verhielt sich so still, dass sich Tae schon wunderte. Nur manchmal reckte er den Kopf wie ein Kranich und schloss ein wenig die Augen. Ansonsten zuckte er mit keiner Wimper. Sie konnte in seinem ausdruckslosen Gesicht auf keinerlei Regung schließen. Tae meinte dann: »Jemand wie du, Alter, ist eine Seltenheit.«

»Ein dreiteiliger Spiegel hat etwas Merkwürdiges.«

»Das hier ist eigentlich ein gutes Zimmer.«

Sie machte diese Bemerkungen zusammenhanglos. Die Worte trieben daher wie Luftblasen, die vom Grunde eines Brunnens aufsteigen. Sie hallten im dreiteiligen Spiegel wider, wurden von ihm geschluckt. Tae konnte das alles gerade deshalb sagen, weil von Jônen keine Reaktion kam. Ein Schamgefühl ließ Wärme in ihrem Körper aufsteigen.

»Vielleicht ist es ja besser, gar nicht nachzudenken, was für ein Mensch man ist.«

»Ich bin niemand.«

»Hier ist nicht alles, was dich ausmacht, ein solches Alles ist nirgends.«

»Aber es ist immer da.«

Tae fühlte, wie sie sanfter wurde, sanft wie ein Engel oder der Bodhisattva Kannon. Sie wusste nicht, ob sie zu Jônen sprach oder für sich selbst ein Bekenntnis ablegte. Tae fixierte nur die kleinen Profile Jônens, die sich bis tief in den

Spiegel hinein aneinander reihten und sprach weiter, indem sie sich die sich dort konzentrierende Wortmasse vorstellte. Die Empfindung, als lockere sich diese Masse, war für sie eine Begegnung mit ihrem unbekanntem Selbst, die sie als eine im Inneren ihres Körpers aufsteigende Hitze wahrnahm.

»Ach, ja ... Nicht: So wie es ist. Es muss heißen: So wie es nicht ist.«

»Da du nicht da bist, lässt du dich von Anfang an auch nicht verändern und verbessern.«

Als habe sie die Erleuchtung erlangt, entspannte sich ihr Gesicht in großer Freude. Im Spiegel lächelten unzählige Taes glücklich und während sich die Reihen weiteten, dehnte sich dieses Lächeln auf ihre Vergangenheit aus. Sie hatte den Eindruck, dass auch Jônen nun ein leises Lächeln zeigte. Das Licht der Lampe und des Ofens wurde im Spiegel in alle vier Richtungen gebrochen und mannigfaltig reflektiert, so dass es die beiden wie das Licht eines Leuchters einhüllte. Beide waren wie das lächelnde Paar eines Schlossherrn und seiner Prinzessin in den riesigen Räumen eines mittelalterlichen Schlosses, dachte Tae. Die beiden lächelnden Gestalten in Grau und Pink mussten nebeneinander sicher merkwürdig wirken. Aber es war niemand da, der es merkwürdig finden konnte.

Wenige Tage vor dem Konzert änderte sich Jônens Verhalten. Da Genshû die Winterferien dem Konzerttermin entsprechend legte, hatte Jônen frei. Es war nichts Außergewöhnliches, dass er am Vorabend zuviel getrunken hatte und fast bis zwölf Uhr schlief. Er aß kein Mittagessen und

als Tae, die zum Kindergarten gefahren war, um Riu abzuholen, nachmittags zurückkam, hatte er bereits den Ofen geholt und sich ins Viereinhalbmetern-Zimmer begeben. Er trug dieses Mal nicht seinen Sweater, sondern hatte gar nichts angezogen. Im Spiegel reflektierten unzählige nackte Körper, vom Bauchnabel aufwärts. Wie Tae in das noch nachmittäglich helle Zimmer trat, in dem Jônem im Lotositz saß, konnte sie sogar im Detail die Haarwirbel unterhalb von Jônens Nabel erkennen. Eilig wollte Tae die Schiebetür schließen, während sie im Geiste, »So wie es nicht ist, so wie es nicht ist« intonierte. Doch schon spiegelte sich Riu, noch im hellblauen Jäckchen des Kindergartens, rechts neben Tae unzählige Male im Spiegel wieder.

»Oh, toll! Ganz viele Papas und ganz viele Ichs. Und auch Mamas.«

Seine Stimme klang froh. Riu schien es nicht weiter seltsam zu finden, dass Jônem nackt war. Ihn faszinierte vielmehr der seltsame dreiteilige Spiegel und bald auch die unzähligen Ich, die er darin sah. Eine Weile betrachtete er den rechten, dann den linken Flügel, schnitt probeweise verschiedene Gesichter, blickte dann, als ob er wieder zu sich gekommen sei, zu Tae hoch und ging aus dem Zimmer. Gleich darauf war der Fernseher zu hören.

Tae konnte weder Rius Verhalten noch Jônens Zustand verstehen. Jônem hatte einen völlig anderen Gesichtsausdruck als noch bis gestern. In seinen Augen gab es ein festes Zentrum und sie wirkten wie die einer Buddhastatue, der der Bildhauer das Augenlicht eingelegt hatte. Auch als Riu vor ihm herumspazierte, bewegten sich Jônens Körper und die Augen keinen Deut. Jônem fixierte die Tiefen des Spie-

gels mit einem Blick scharf wie ein Bohrer. Er bewegte den Mund, murmelte unablässig etwas vor sich hin. Das war der markanteste Unterschied zu seinem bisherigen Gebaren.

Etwas ängstlich näherte sich Tae, setzte sich wieder zu ihm wie bisher. Die Zusammenstellung – ihre Erscheinung in einem von ihr geschätzten Kostüm und der nackte Jôn – war zum einen komisch, zum anderen Mitleid erregend. Wie sie sich aber wieder konzentrierte und lauschte, konnte sie allmählich einen Sinn in Jônens fortwährendem undeutlichem Gemurmel erkennen.

Es hörte sich für sie wie »Abraxas« oder »Namu Abraxas« an. Außer dem Namu konnte sie nichts verstehen und es blieb auch unklar, ob damit der Name des Hundes gemeint war oder die Anrufung des Buddha. Als sie den Wind bemerkte, der durch das Fenster strich, wurde sie ruhig und die Laute begannen sich plötzlich wie das unbekannte Wort »Amuamuamu« anzuhören.

Tae, das Gesicht Jôn zugewandt, nahm versuchsweise die Worte »Namu Abraxas« in den Mund. Da zuckten Jônens Schultern und es sah so aus, als ob die unzähligen Jôn im Spiegel leise lächelten. Noch einmal: Namu Abraxas. Sie glaubte zu wissen, dass Jôn diese Worte intonierte.

Namu Abraxas, Namu Abraxas. Der Laut war schwierig zu wiederholen, allzu schnell verhaspelte sich die Zunge. Um es so wie Jôn in einem fort aufsagen zu können, brauchte man wohl eine spezielle Fertigkeit. Tae fixierte Jônens Mundbewegungen im Spiegel und wiederholte die ihr unbekanntes Worte: »Namu Abraxas«.

Da verkündete die nackte Figur im Spiegel mit einem Mal: »Es existiert nichts jenseits des Spiegels. Deshalb ist die wahre Beschaffenheit von Gott und Teufel gleich. Es existiert nichts.«

»Wie?«

Tae fragte nach, da sie für einen Moment glaubte, es nicht gehört zu haben. Einen weiteren Moment später erreichten sie Jônens Worte wie ein Echo, das aus dem Spiegel kam. Sie traute sich zwar nicht zu, richtig verstanden zu haben, doch es schien zu bedeuten, dass Abraxas eine göttliche Existenz war, die Gott und Teufel in sich vereinte. Als hätte sie einen Hinweis empfangen, verstand sie, dass die Worte »Namu Abraxas« eine Art Beschwörungsformel waren, die das heilige Wesen herbeirufen sollten.

Vielleicht waren sie wie der Satz, »So wie es nicht ist« eine mächtige Formel, um den Bann der Worte zu brechen. Während sie »Namu Abraxas« wiederholte, kam sie zu diesem Schluss. Und sie wurde sich ihres Ichs bewusst, das ganz deutlich mit Jônen *synchron* war. Die Fragmente ihres Ichs im Spiegel waren die Fragmente Jônens, nein, die Fragmente des Abraxas. Sie wusste nicht mehr, ob die zwei im Spiegel nun eigentlich in der Hölle waren oder sich im Himmel befanden. Wie sie »Namu Abraxas« intonierte, schien ihr jedoch das eine so wie das andere belanglos.



Die Bar »Kokoro« war voll besetzt. Genshû war da, Asako, Tae und Riu, der Leiter des Postamts, der für Musik schwärmte, die Ehefrau und der Architekt, der die Halle

des Monju-Bodhisattva renoviert hatte, aus der Tempelgemeinde die Frau des Konditors. Extra angereist war Herr Sawaki, ein Augenarzt aus Atsugi in Kanazawa. Desgleichen der Keramikünstler Katayama. Und die Übersetzerin Hanazumi. Ebenso erkannte man den bärtigen Nomiya, der sich mit der hebräischen Sprache und der Bibel befasste. In einer der Ecken war Herr Ômiya, von dem es hieß, er bade stets nur kalt, weil er Kaltwasserschwimmer war. Er nippte an einem Whisky. In einer der Boxen trank der Sohn des Blumenhändlers mit seinen Freunden Bier. Genshû kannte wohl sämtliche Anwesende. Es waren natürlich viele Leute da, die ich nicht kannte. Obwohl keine Gäste standen, befanden sich auf den langen Bänken, die zahlreich um einige Tische gestellt waren, so viele Menschen, dass nicht noch weitere Platz gefunden hätten.

Das Licht ging aus. Die Scheinwerfer erstrahlten. In ihrem hellen Licht verschwand die Menge aus dem Sichtfeld. Mein Kopf wurde leer.

Heute morgen teilte mir Genshû am Telefon mit, dass Namu gestorben sei. Mir war, als hätte ich inmitten einer tiefen Finsternis endlich die Füße auf den Boden gesetzt und wäre wieder in Richtung Oberfläche getrieben. An die vergangenen zwei oder drei Tage konnte ich mich kaum erinnern. Als ob mein Kopf durch den Wasserdruck des Auftauchens zusammengedrückt worden wäre, konnte ich die beiden Musiker, den Drummer und den Saxophonisten, die schon seit gestern da waren, erst seit heute morgen richtig wahrnehmen. Mit den beiden hatte ich schon etliche Male Live-Konzerte gegeben. »He, geht's denn auch«, hatten sie sich morgens um mich Sorgen gemacht, aber es

gab keine Probleme. Ich sagte, dass ich keine Probe wolle und das nahmen sie erstaunlich bereitwillig an. Ich bat sie nur darum: »Genießt den Augenblick. Nicht die Phrasierung, der einzelne Klang ist wichtig.« Und: »Jeder Klang soll auf mein Lied eingehen und für sich singen.«

Natürlich tobte es auch danach noch in meinem Kopf. Von links hatte ich ein ziehendes Gefühl, von rechts hörte ich den Spott und die Vorwürfe der Leute aus meinem Wohnhaus. Bevor wir die Instrumente und das Zubehör transportieren wollten, bekam Tae ein ernsthaft besorgtes Gesicht, wandte sich mir zu und flüsterte ganz leise: »Namu Abraxas«. Ich sagte ebenfalls halbwegs besorgt und leise einen Satz, der weder Antwort noch Ausrede war: »Es ist eine Krankheit, die nur die Menschen haben. Darum lass es gut sein!« Ob Taes Zauberspruch gewirkt hatte oder der Transport des Zubehörs mir gut bekommen war, jedenfalls war der Lärm in mir vor Vorstellungsbeginn verschwunden. Ein unglaublich angenehmes Gefühl der Anspannung. Eine friedvolle Ruhe inmitten der Anspannung.

Das Saxophon ließ die Dunkelheit erbeben. Ich hatte die beiden gebeten mit dem ersten Lied »Traum auf der Walknochenbrücke« die Stadt Odawara am Meeresstrand zu besingen, dort, wo sie geboren und aufgewachsen waren. Meereswind durchblies Metall. Meeresrauschen wurde zur Melodie, brach wieder ab. Dann die Trommel, wie fallender Sand. Ein Rhythmus: Kinder, die am Strand laufen. Das Saxophon übernahm mit einem klaren Klang: Seidene Wolken am blauen Himmel. Ich hörte nur zu, ganz leer. Töne, die wie spielende Kinder ineinander greifen, befreit

von aller Bedeutung. Bald erstand die nächtliche Silhouette der Insel Sakurajima in meinem Gehirn. Ein rotes Feuer flackerte auf. Eine kleine Erschütterung, ein Feuerstoß im dunkelblauen Himmel. Und das rote Licht. Das Geräusch einer Explosion. Nun der Klang fallender Asche.

Namu Abraxas. Ich erinnerte mich an den Zauberspruch, wie ihn Taes Stimme intoniert hatte. Sein Klang durchzog meinen leeren Körper wie ein Wortstreifen aus dem Untertitel eines Films, dann drang schon ein anderer, instabiler Ton ein. Die Tonschwankung war ich. Sie schloss Disharmonien und Zersplitterungen mit ein, ergab jedoch eine Harmonie: Ich.

Zum zweiten Song setzte auch ich mit dem Gesang ein. Als die Gitarren in ihrem Zusammenklang auf die Dunkelheit trafen, wie ein Plektron auf die Saiten, schob meine Stimme einen kleinen Spalt in dieser Dunkelheit auf.

Modellhaus

Zwar abgesperrt, ja, total abgesperrt

Aber hellhörig, man hört alles von nebenan

Alles Halluzination, die mich verschlingt wie die Pillen

Teufel weinen nicht

Teufel wollen sich die Körper schlagen

Wollen ihre roten Körper entblößen

Teufel haben keine Tränen

Wenn ihr im Leuchten euer Leben beendet, ihr Teufel

Verlöscht ihr wie eine Flutwelle jenseits der Liebe,

und lasst eine farbige Welt der Trauer zurück

Ich hatte nicht allzu viel Erwartungen in die Worte gesetzt, deren Bedeutung vermutlich nicht transportiert wurde. So als wollte ich die Sprache auflösen, achtete ich beim Singen nur auf die Klangfarbe. Das Saxophon gab wunderbar das Schließen und das Öffnen wieder, zeichnete auch das in den Primärfarben schillernde Mosaik der Teufelstrauer nach. Die Trommel formte einer Klanghalluzination gleich gefährliche trübe Töne, die die schwere Gangart eines Teufels nachzeichneten, wie er mit gesenktem Kopf dahinstapfte. Die Wogen eines Tsunamis wuschen seine zotteligen Beine. Seine Gestalt war riesig, doch es war ich. Ich ging im Jōnen-Gang. Hinter mir konnte ich die Anwesenheit von Menschen fühlen, aber ich hielt geradewegs auf die Halbinsel Sakurajima zu und überquerte das Meer. Näher und näher rückte mir der nächtliche Vulkan. Auf den Erhöhungen der dunklen Felsen sprang hier und da Feuer empor, Feuer in allen Farben. Ausführlich und akribisch malte das Saxophon das Flackern der Flammen nach. Die verschiedenen Töne, die aufleuchteten, um dann wieder schwächer zu werden und zu verklingen, kamen mir wie Sprache vor, die sich einzig und allein dem Teufel mitteilte.

Das war der Berg, den ich in meiner Kindheit nie hatte besteigen dürfen. Die Kinder aus der Region mussten, wenn sie auf ihrem Schulweg an ihm vorbeizugehen hatten, Helme aufsetzen. Ich hatte nie gehört, dass dort Teufel beheimatet sein sollten. Das Wort Teufel, *oni*, war mir seit meinen Zeiten in Tōhoku vertraut. Wenn Riu einfach nicht einschlafen wollte, sagte Tae manchmal zu ihm: »Dann kommen gleich die Teufel aus den Bergen.«

Irgendwann hatte ein Teufel auch Sakurajima besiedelt. Der Teufel war unzweifelhaft ich. In meinen Träumen spazierte ich auf den nächtlichen Lavafeldern. Lavamassen umgaben mich, die keine menschliche Kraft hatte hervorbringen können. Ihre lackschwarzen Schatten kamen auf mich zu, schienen mich überwältigen zu wollen. Wie ich im schwarzen Sand vorwärtsmarschierte, bemerkte ich, dass mir die Schritte immer schwerer fielen. In diesem Moment erkannte ich, dass ich selbst zu einer riesigen Lavamasse geworden war.

Mit der Stimme eines Teufels, diametral verschieden von der Stimme, mit der ich Sutren intonierte, schrie ich. Die Trommel schlug flink und schnell einen Beat, es klang, als ob die Teufel im Kreis tanzten. Ich passte mich dem Rhythmus an und stimmte mit kurzen vokalischen Lauten ein. Alles fügte sich in diesem Moment zusammen. Das Schlagen des eigenen Körpers diente zur Freude, die Entblößung des Körpers entsprach ganz dem Teufelstil. Ich spürte ein wunderbares Gefühl von Geborgenheit, fühlte wie ein Teufel, der endlich wieder mit seinen Kameraden vereint ist. Der Teufel fasste die nahe, Funken sprühende Bergspitze ins Auge und schritt voller Sehnsucht durch den schwarzen Sand am Hang, empor zur Berghöhe. Der Teufel wusste genau, dass der Berg, der jeden Tag seine kleinen Explosionen wiederholte, so die große Explosion vermied und damit die friedliche Existenz dieser Küste gewährleistete. Der Teufel weinte nicht, doch er sonderte etwas Tränenähnliches ab, etwas Dickflüssigeres und Heißeres als Tränen. Er bemerkte, wie es aus ihm hervorströmte, konnte den Strom nicht allein auf die Augen, auf die Nase oder auf

die Ohren fixieren, nein, es floss aus allen Schleimhäuten, ein roter Strom. Nun wusste er, dass er nicht an der Spitze angelangt, sondern selbst zu einem Berggipfel geworden war.

Bald darauf geschah es. Waren es nur wenige Sekunden? Nein, es dauerte länger. Stärker als bei jedem Live-Auftritt zuvor, wurde ich von einem hellen Licht umfassen und mit Saxophon und Trommel in ein Reich jenseits dieser Welt getragen. Ein tosender Wind nach einer knallenden Explosion – er blies mich in eine Welt der Stille. Ich hatte mehr als drei Whisky mit Wasser gehabt, aber mein Kopf war völlig klar. Das starke Licht durchschien mich aus allen Richtungen. Es wurde nicht schwächer. Klänge wurden wieder hörbar, Klänge, in die sich auch meine eigene Stimme mischte. Die Töne stiegen vom Grund empor, vermittelten sich als Beben nur dem Gehör des Teufels. Ich konnte nicht gut verstehen, was mit mir geschah. Sicher war nur, dass diese unübertreffliche Freude meinen gesamten Körper umhüllte.

· »Du bist richtig, so wie du bist«, ich hörte die mir vertraute Offenbarung des Abraxas. Saxophon und die Trommel wiesen klar ihre eigene Farbe auf, vereinten sich jedoch als zwei Farben zu einem Klang. Würde dieses Entzücken noch länger andauern, wusste ich, ich würde zerbrechen. Das Reich des Abraxas war, so wie es immer war, eine zweite, eine andere Welt. Nur dieses starke Licht, in dem ich mich momentan befand, war für mich Natur.

Die Zeit, die nicht mehr floss, wurde mit Licht und Klängen erfüllt und mein Ich dehnte sich aus in eine Weite ohne Zeit und Grenzen. Hier war mein wahres Zuhause.

se. Zusammen mit einem gewaltigen Wohlgefühl überkam mich diese Empfindung.

Ich verband mich mit der leuchtenden Welt, die sich rasend schnell entfaltete. Worte und Körper, beides würde diese Welt des reinen Lichts in sich absorbieren.

Als Jônens Körper sich zuckend wand, ließ Genshû seine Blicke über den dämmrigen Innenraum der Bar gleiten. Er sah, dass die Gäste in ihrem Griff zum Glas oder in anderen Bewegungen mit einem Mal innehielten und das Geschehen auf der Bühne fixierten.

Heute Morgen hatte Genshû Jônens die Nachricht von Namus Tod mitgeteilt. Jônens seufzte: »Ah, endlich ist es zu Ende gegangen« und schwieg eine Weile. Eine Stimme, die Weinen und zugleich Lachen zu unterdrücken schien, sagte daraufhin »Namu Abraxas«. Genshû erinnerte sich daran, dass Jônens, als er vor zwölf Jahren im Tempel erschienen war, mit ganz ernstem Gesicht den Hund mit »Verehrter Namu« angeredet hatte und dachte, dass das Leben für Jônens etwas sein musste, das ihm unermessliche Mühsal bereitete. Jônens hatte am Telefon noch gemeint »Ich bin in Ordnung«, deshalb machte sich Genshû erst recht Sorgen. Er und Asako begruben Namu unter dem Ginkgobaum, dabei überdachte Genshû Jônens Satz: »Endlich ist es zu Ende gegangen.« Was war zu Ende gegangen? Ebenso grübelte er über die Bedeutung von »Abraxas« nach, ein Wort, das ihm irgendwie vertraut schien.

Jônens Körperbewegungen wurden von Lauten begleitet, die keinerlei Bedeutungsinhalt mehr besaßen. Genshûs

Anspannung löste sich allmählich, während er Jônens Stimme und der Musik zuhörte. In Jônens Gesicht konnte er die Freude lesen, den Pflichten des Alltags entkommen zu sein. Bald begann Jôn, gegen die schalldämmende Wand zu schlagen und auf den Boden zu stampfen. Ekstase. Verzückung. Was war es denn, das zu einem Ende gelangt war: Er konnte es nur schwer in Worte fassen, fühlte, wie eine Erregung auch seinen Körper durchströmte. Und doch gelang es ihm nicht, das alltägliche Bewusstsein zu transzendieren. Genshû dachte, dass etwas, das in ihm gar nicht existierte, ihn eben nicht so würde erschüttern können ... Plötzlich kam aus der Tiefe seiner Erinnerung »Abraxas« hervor. Abraxas war ja in der häretischen Theologie der Name für ein Wesen zwischen Dämon und Gott.

Fragmentarisch zersplitterte Melodiefasern fanden sich in bestimmten Momenten zum phantastischen Gleichklang zusammen, Jôn begleitete dies mit seiner Körpersprache. Die Melodiewellen gaben, einer Meeressgisch gleich, die Ekstase Jônens wieder, eine großartige, beneidenswerte Ekstase, die Weinen, Lachen und sogar Zorn umfasste.

Tae hatte inzwischen die Augen geschlossen, hörte die Musik, Riu neben sich. Sie spürte wie sich in den Reihen der Gäste wispernde Stimmen verstärkten: »Ob das gut geht?«, »Schon etwas merkwürdig ...«, »Wohl leicht abgedreht?« Tae ignorierte die Bemerkungen einfach und sagte sich in Gedanken: »So wie es nicht ist, so wie es nicht ist.«

Tae dachte, dass die Musik in ihrer Mischung der verschiedenen Instrumente und Klangfarben, die einen zeit-

losen Raum, eine dichte Textur hervorbrachte, fast so wirkte, als käme sie aus jenem dreiteiligen Spiegel. Als einer sagte: »Hoffentlich kein epileptischer Anfall!«, öffnete Tae unwillkürlich die Augen, fand sich jedoch sofort wieder vor den Spiegel hinter ihren Lidern zurück und empfand Ruhe. Da spiegelte sich Jônen in seinen verschiedenen Gestalten. Jedes seiner Gesichter unterschied sich jetzt vom anderen, anders als im realen Spiegel. Es schien ihr, als ob dort die verschiedenen Zeiten zusammenflössen, all die Jônen nun zu einem vereint würden und sängen.

Seine Stimme schien mit einem Mal von den sechs Welten zu erzählen. »Über dem Himmelsgrund gibt es noch einen höheren Himmel, einen Himmel, der freilich nicht ewig existiert. Unterhalb der Hölle gibt es noch einen Bereich, der den endgültigen Boden darstellt, den untersten Teil des Goldenen Rings, Konrinzai. Von dort aus nimmt man wieder den Weg zurück.«

Ja, so war es vielleicht wirklich, überlegte Tae, Riu im Arm. Sie und Jônen würden auf diese Weise ihre Seelenwandlung vollziehen. Sie atmete ein wenig schwerer und betete nur darum, dass Jônen wenigstens seine Kleider anbehalten möge.

Nachwort

Zen und Rock'n Roll: Gen'yû Sôkyûs sanfte Anarchie

Gen'yû Sôkyû zählt zu den neuen Stars der japanischen Literaturszene. Für einen Schriftsteller hat er eine ungewöhnliche »Nebenbeschäftigung«: er ist Priester und geht seiner seelsorgerischen Tätigkeit in einem Tempel in Fukushima nach. Über den großen Erfolg dieses Zen-Autors lässt sich sagen, dass Gen'yû den Zeitgeist trifft, wenn er seit seinem Debüt in zahlreichen auch nicht-fiktionalen Publikationen von Religion und der Bedeutung von Religiosität schreibt. Mit dem Niedergang des Wirtschaftshochs der 1980er, dem sogenannten Platzen der Seifenblase, und den ernüchternden Erfahrungen in der »verlorenen Dekade« der 1990er manifestiert sich in Japan eine gewisse Leistungsmattigkeit, die angesichts aktueller Verlautbarungen turbokapitalistischer Parolen noch zunimmt.

Kurz nach dem Beginn des 21. Jahrhunderts ist man dazu geneigt innezuhalten, in der Ära der Globalisierung ein weiteres Mal die Sinnfrage zu stellen, um andere Wertmaßstäbe jenseits von Expansion und Vermarktbarkeit zu finden.

Das »Fest des Abraxas« behandelt die Suche nach alternativen Lebensweisen in einer unwirtlichen modernen Leistungs- und Konsumgesellschaft. Im Sinne einer Hoffnung auf »Heilung« argumentiert der Autor, dass auch kranke, schwache und erfolglose Existenzen Mitgefühl verdienen, ein Anrecht auf ein Leben in Würde haben. Der Text erläutert, wie Individuen im Reich der Religion – und der Kunst – eine Enklave für sich beanspruchen. Gen'yû vertritt dabei Werte wie Toleranz, Geduld, Bescheidenheit, Mitmenschlichkeit und Loyalität. Es ist eine sanfte Anarchie, die der Autor artikuliert, wenn er in der Retrospektive der Biographien seiner Figuren die japanische Gegenkultur der 1960er/1970er Jahre – Marihuana, Rock, Protest – Revue passieren lässt; die letzten Ausläufer des japanischen *underground* sind heute noch, wie es etwa auch der bekannte Schriftsteller Murakami Haruki in seinen Romanen schildert, in der Kulturszene entlang der Tôkyôter Chûô-Linie auszumachen.

Jônen, ein ungewöhnlicher Mönch und sein Trauma

Jônen, Protagonist des Textes, findet im Tempel des Abts Genshû eine ideale Zuflucht – als Gehilfe Genshûs, den er aus der gemeinsamen Studienzeit kennt. Jônen hat ein bewegtes Leben hinter sich. Nach einer misslungenen Karriere als Rockmusiker leidet er an depressiven Angstzuständen und schizophrenen Schüben. Mit siebenundzwanzig unternimmt er einen Selbstmordversuch. Seine, abhängig von der Einschätzung des behandelnden Arztes, als Neurose oder als manische Depression diagnostizierte

Krankheit bedingt es, dass er auf schwere Psychopharmaka angewiesen ist. Trotzdem versucht er, den Alltag zu bewältigen, seiner Frau Tae und dem kleinen Sohn Riu sowie den Pflichten im Tempel gerecht zu werden. Zweifel und Isolation bekämpft er mit Alkohol.

»Das Fest des Abraxas« gewährt dem westlichen Leser einen Einblick in die japanische Zeitgeschichte und in das Leben eines ungewöhnlichen japanischen Mönchs. Jônens Verletzungen spiegeln die Wunden, die die japanische Gesellschaft im Laufe ihrer wirtschaftlichen Aufholjagd erlitten hat. Wir erfahren, dass der Wirtschaftsboom der 1980er (»Bubble«-Ära), und der mit ihm einhergehende Verlust an Heimat, Geborgenheit und Identität zur Traumatisierung des jungen Jônens beigetragen hat. Sein Vater, erfolgreicher Gründer einer Privatschule in Südjapan, expandiert. Der Vergrößerung des Schulbetriebs fällt das Haus, in dem Jônens und seine Schwester aufwuchsen, zum Opfer. Die geliebte Großmutter verlässt die Familie, da auch der Gemüsegarten zum Baugrund wird. Vater und Mutter sind beschäftigt und haben für den pubertierenden Jungen nur wenig Zeit. Jônens entdeckt zunächst die Welt der Musik und der Literatur und deren subversive Qualität. Dann entscheidet er sich für den ungewöhnlichen Weg, buddhistischer Priester zu werden. Wenn Jônens später über die Gründe für diese Berufswahl nachdenkt, kommt er zu dem Schluss, das Buddhismusstudium als Gegenmodell zu den Aktivitäten des Vaters gesehen zu haben. Für die ökonomischen Superlative und die latent nationale Hybris der »Bubble«-Jahre wird der Kauf einer Samurai-Rüstung angeführt, ein Luxusobjekt, das dem jungen Künstler dop-

pelt verhasst ist, da er dem japanischen Militarismus, dem Obrigkeitsstaat und dem ihn repräsentierenden Kaiserhaus kritisch gegenübersteht. Im Text wird eindrucksvoll erzählt, wie der junge Jônen eines Abends kurz vor seiner Einweisung in die Psychiatrie betrunken das Schwert der zur Dekoration aufgestellten Rüstung heraus reisst und es mit den Worten »Dieses Kriegswerkzeug gefällt unseren Ahnen sicher nicht!« in den Buddha-Altar rammt.

Für Jônen bedeutet ein Rockkonzert zu geben, immer noch das beste Mittel, eine positive Identität zu gewinnen und seine Krankheit, wenn auch nur temporär, zu überwinden. Dieses Mal möchte er das Konzert in der kleinen Stadt veranstalten, in der Genshû den Tempel unterhält: Ein Wagnis für den Abt. Doch Genshû willigt ein. Er unterstützt den Zen-Rocker Jônen und dessen Wunsch, den Alltag zu transzendieren.

Im Zeichen des Abraxas: West-östliche Spiritualität

Gen'yûs Mönche erscheinen uns als religiöse Spezialisten und zugleich als Suchende, die oft selbst keine endgültigen Antworten auf die Fragen nach der Seelenheil und der Erlösung wissen. Religion besteht für sie im Spannungsfeld zwischen religiöser Alltagspraxis, Textauslegung und mystischer Ambition aus vielen Facetten, von denen einige sogar westlichen esoterischen Traditionen zuzuordnen sind. Für den westlichen Leser bietet Gen'yûs Text deshalb die Möglichkeit einer differenzierteren Wahrnehmung japanischer Religion bzw. des Zen-Buddhismus, mit dem man hierzulande meist nur bestimmte Muster wie Meditati-

on (=zazen) und Erleuchtung (=satori) verbindet. Zen in »Das Fest des Abraxas« erscheint nicht als geschlossenes System einer traditionellen Lehre und er verkörpert auch keine typische »japanische Spiritualität«. Zen-Buddhismus bei Gen'yû Sôkyû zeigt sich vor allem als priesterliche Praxis in einer Gemeinde und als Enklave für »schwierige Lebewesen«.

In wesentlichen Anteilen stellt sich Jônens Zen als Hippie-Zen der westlichen Alternativkultur dar, der sozusagen seinen Weg zurück in das Heimatland nimmt: Jônen findet den Zugang zum Buddhismus und zu einer asiatischen Erfahrungsreligiosität anhand des westlichen Beispiels. So erklärt er sich seine erste Hinwendung zum Zen mit dem Einfluss, den ein Bericht über David Bowies Meditationserfahrungen in Tibet auf ihn ausübte, sowie mit anderen esoterisch-musikalischen Buddhismusadaptionen. In diesem Kontext ist ebenfalls Jônens Bezugsnahme auf Abraxas zu sehen. Man kann vermuten, dass er seine Idee des Abraxas aus der Hippie-Bewegung und deren Hesse-Lektüre entlehnt. Hermann Hesse, der sich seinerseits mit dem Buddhismus befasste, wurde in Japan seit den 1970er Jahren, ähnlich wie in Amerika, als Poet der mystischen Selbstfindung gelesen. Jônen versteht es jedoch nicht als Widerspruch zu einer »echten« japanischen Zen-Tradition, sich auf Abraxas und damit auf Hesses »Demian« zu berufen.

Die Formel Abraxas repräsentiert Jônens Verständnis des Religiösen und steht für die Selbstbestätigung seiner Existenz (»So wie du bist, bist du richtig«), für die Versöhnung aller Gegensätze. Teufel und Götter sind in dieser Welt eine Einheit, wie sich hier auch alle Aspekte der ma-

nisch-depressiv-schizoiden Persönlichkeit des Protagonisten, dem sein Freund Genshû attestiert, ein überaus begabter Priester zu sein, integrieren. »Abraxas« meint ein Ganzheitserlebnis, beschrieben in den Metaphern des gleißenden Lichts und intensiver Wahrnehmungen, ein berauschesendes Glücksgefühl der Selbstausdehnung und Selbstfindung, der Reunion mit dem Kosmischen. Diesen Zustand erreicht Jônen nicht durch eine konventionelle Zen-Praxis, sondern im Lauf seines Rockkonzerts.

Manie, Depression und die sechs Welten

Gen'yû Sôkyû lässt sich als praktizierender Zen-Priester mit seinem Text auf eine erstaunlich offene Diskussion über Religion ein. Einer gängigen Auslegung gemäß erkennt er »Heiliges« und »Verrücktes«, d. h. religiöse Imagination und pathologische Gehirnprozesse, als artverwandt. Der Autor geht nicht soweit, im Zuge der aktuellen Neurotheologie des Psychologen Ramachandran von »Erleuchtungsmaschinen« oder vom »Gottesmodul« zu sprechen, die in der Physiologie des menschlichen Gehirns angelegt seien, doch charakterisiert er den »nicht normalen« Jônen als den religiös begabteren Menschen – im Vergleich zu dem mehr praktisch orientierten Abt Genshû. Jônens Sensibilität verführt ihn einerseits zu unorthodoxen Annahmen – so sieht er sich selbst als Geistermittler im Falle des durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen, unglücklichen Yôhei, oder versteht sich sogar als Inkarnation von J. F. Kennedy; groß ist deshalb Jônens Enttäuschung, als er kurz vor seinem vierzigsten Geburtstag

erfährt, dass der Tag seiner Geburt nicht mit dem Todestag Kennedys übereinstimmt, wie er bisher geglaubt hatte. Andererseits bedingen es seine sensible künstlerische Art und sein permeables Ich, dass er sich in seine Umgebung sehr gut einfühlen kann und ab und an, wie es Genshû festhält, als »wirklich wunderbarer Priester« eine ungeahnte religiöse Virtuosität erreicht.

Während der Autor die Befindlichkeiten seines Protagonisten in den verschiedenen Phasen von Depression und Manie akribisch nachzeichnet und damit die eindrucksvolle Studie eines Krankheitsbilds vorlegt, das in Japan ebenso Grund für soziale Ausgrenzung ist wie im Westen, versuchen Genshû, Jônen und Tae das Geschehen in buddhistische Metaphern zu fassen. Genshû erklärt Jônens wechselhafte Befindlichkeit und seine Schwierigkeiten, ein konstantes Ich zu repräsentieren, mit Gleichnissen aus dem buddhistischen Kontext, therapiert damit den Freund und belegt die psychologische Dimension des Buddhismus.

Am Ende der Geschichte verhilft die buddhistische Kosmologie, nach der die Existenzen sechs Stufen im Kreislauf der Wiedergeburten zu durchlaufen haben, Tae, der Ehefrau Jônens, zu einer neuen, versöhnlichen Sicht auf ihren Mann und die nicht unproblematische Beziehung zu ihm.

Versöhnung von Mann und Frau

Einiges spricht dafür, »Das Fest des Abraxas« auch als buddhistischen Eheroman zu lesen – als Geschichte einer geretteten Mann-Frau-Beziehung.

Männer in Japan haben es offenbar nicht leicht: Starke Frauen, wie die von Yôhei, Tae und Jônens ehemalige Freundinnen Ami und Reiko, die die Doktrinen der Leistungsgesellschaft verinnerlicht haben, erschüttern das Selbstbewusstsein ihrer Männer. Noch lange quält Jônens das Verdikt »Dummkopf«, mit dem ihn manche Frau bedacht hat. Taes Einstellung zu Jônens kennzeichnet eine nachsichtige Note. Sie empfindet Mitleid mit dem Mann und seiner biologischen Konditionierung, die ihr als Schwäche erscheint. In einer Szene, in der Tae zusammen mit ihrem kleinen Sohn Riu in der Badewanne sitzt, heißt es: »Tae betrachtete im Wasser Rius kleinen Penis, dem man noch nicht mit Abneigung begegnen musste. Vielleicht war jenes Wesen etwas, was allen Männern ... nein, dem Ding Penis zugehörig war, dachte Tae und lächelte traurig.«

Jônens und Tae leben seit fast zwei Jahren als sogenanntes *sexless couple*, eine Variante des ehelichen Miteinanders, die in Japan heute sehr verbreitet ist. Jônens zeigt sich mit der Verweigerung Taes keineswegs einverstanden, doch sie weist ihn grob zurück und beharrt darauf, dass Sex nun wirklich nicht mehr sein müsse. Den genauen Grund für ihre Abwendung erfahren wir nicht, man kann davon ausgehen, dass Jônens Tae durch sein blamables Verhalten in Sachen Alkohol und Geldverschwendung einige Male stark enttäuscht haben muss.

Verschiedene Hinweise im Text lassen den Rückschluss zu, Tae näherte sich Jônens an und akzeptierte ihn auch wieder als Mann. Insofern bildet die Welt der Religion, die Tae von Anfang an fasziniert, den Nährboden für die Erneue-

rung der Beziehung und Jônens religiös-künstlerisches Genie die Basis für die eheliche Versöhnung.

Mitgefühl als Maxime und das Rätsel des Religiösen

Jônen wird vergeben und er schenkt seiner Umgebung – zumindest denen, die einen Sinn für diese Erhebung haben – Momente der Transzendenz. Parallel zu Jônens »Heilung« erzählt der Text die Geschichte des alten Tempelhundes Namu, dessen Leben sich dem Ende zuneigt. Jônen »synchronisiert« sich mit Namu und versucht seine Leiden zu lindern. Die Unterstützung, die er Namu angedeihen lässt, kompensiert das Gefühl des Ungenügens, das er im Hinblick auf den plötzlichen, einsamen Tod des Vaters, dem er nicht hat beistehen können, empfindet. Jônen nimmt Anteil am Schicksal Namus, Taë sorgt sich um ihren Mann und Genshû behütet Jônens Dasein – ein idealer Zirkel von Mitgefühl, ein Kosmos der Mitmenschlichkeit, der sich hier im Zeichen des Buddhismus – und des Loyalitätsgefühls einer Generation – entfaltet.

Nur allzu menschlich portraitiert Gen'yû Sôkyû seine Protagonisten in ihren Schwächen und Gefährdungen. Jenseits des praktizierten Buddhismus und der Disziplin des Zen deutet der Autor eine spirituelle Ebene an, die etwas Geheimnisvolles beinhaltet. Gen'yû, der in seinen jüngeren Jahren selbst in Berührung mit verschiedenen neureligiösen Gemeinschaften kam, erfasst das Faszinierende des Religiösen, wie es exzentrische Mönche verkörpern, beschreibt die als *unio mystica* verstandenen ekstatischen Momente und evoziert den Nachklang rätselhafter

Koinzidenzen, die die Menschen vermuten lassen, es gebe einen Bereich jenseits der wahrnehmbaren Welt. Es ist die literarische Strategie des Autors, das Rätsel dieses Zwischenreichs, in dem die Protagonisten Verzückung und Verzeihung erfahren, nicht endgültig zu lösen.

Glossar

Abe Kôbô (1924–1993) – renommierter japanischer Autor und Avantgardekünstler. Abe stand dem europäischen Existenzialismus nah; er schrieb Romane wie »Die Frau in den Dünen« (*Suna no onna*, 1962) und »Das Gesicht des Anderen« (*Tanin no kao*, 1964) und ist in Japan auch als Theater- und Filmregisseur anerkannt

Angestelltenkredit – für Japan typisches Kreditverfahren über eine Geldverleihfirma, die Angestellten mit ihrem gesicherten Einkommen rasch höhere Summen auszahlt, dann allerdings für eine verhältnismäßig kurze Leihdauer sehr hohe Zinsen erhebt

Aum Shinrikyô – neureligiöse Gemeinschaft, die auf Befehl ihres Führers Asahara am 20. März 1995 einen Giftgasanschlag in der Tôkyôter U-Bahn verübte. Der Anschlag, der sich im selben Jahr ereignete wie das Erdbeben von Kôbe, erschütterte den »Sicherheitsmythos« der japanischen Gesellschaft; der Aum-Führungskader rekrutierte sich aus Absolventen von Elite-Universitäten und verkörpert der Einschätzung vieler Kommentatoren nach eine bedenkliche Fehlentwicklung der japanischen Gesellschaft

dan – Grad im japanischen Kampfsport

Dôshisha Universität – renommierte Privatuniversität in Kyôto; sie wurde 1875 von Niiijima Jô gegründet, der als einer der ersten Japaner in Amerika ein Studium abgeschlossen hatte

Geschichte des Böttchers – »des Böttchers, der verdient, wenn der Wind bläst« (*kaze ga fuku to okeya ga môkaru*); beschreibt eine Kausalkette im Stil des »ein Loch ist im Eimer«: Wenn der Wind bläst, tanzt der Staub, der den Menschen ins Auge fällt. Schlecht sehende Menschen müssen ihr Geld mit dem Spiel der *shamisen*-Gitarre verdienen, für deren Klangkörper man wiederum Katzenhaut benötigt. Da nun die Katzen Mangelware werden, vermehren sich die Mäuse, die die Holzfässer beschädigen, deshalb verdient der Böttcher

geta – japanische Holzsandalen

Kannon – der Bodhisattva Kannon (sanskrit: Avalokiteçvara; jap. *Kannon bosatsu*) zählt zu den Bodhisattvas, die ihre eigene Buddhaschaft zurückgestellt haben, um die Menschen auf den Weg der Erlösung zu führen. Kannon, ein androgynes, manchmal auch weiblich dargestelltes Wesen, verkörpert die erbarmende Gnade Amida Buddhas (sanskrit: Amithâba; jap. *Amida nyorai*), des Herrschers des »Reinen Landes« (jap. *jôdo*)

Kôenji – Bahnstation an der Chûô-Linie, einer wichtigen

S-Bahn-Strecke in Tōkyō; die Chūō-Bahnhöfe Kōenji, Asagaya, Kichijōji und Nishiogikubo stehen bis heute für die Kulturszene des japanischen *underground* mit ihren Jazz- und Rockbars («Livehouses») und Künstlerkneipen

kokoro – zentraler Begriff in verschiedenen philosophischen und religiösen japanischen Lehren; kann als »Herz«, »Seele« oder »Geist« interpretiert werden

kotatsu – beheizbarer niedriger Tisch mit einer applizierten Steppdecke zur Wärmedämmung; kommt vorzugsweise in traditionell ausgestatteten japanischen Zimmern zum Einsatz und gilt als behaglicher Ort familiärer Gemeinsamkeit

Krabbe, die sich während ihres Lebens immerfort häutet (*ebi wa isshō dappi shitsuzukeru*) – Sinnbild für das Ablegen der alten Schale, um in die neue hineingeboren zu werden, d. h. für die Wiedergeburt

Love Hotels – in den sogenannten Liebeshotels können Paare ihre Sexualität ausleben, ohne von der Enge und Hellhörigkeit üblicher japanischer Wohnungen eingeschränkt zu werden; Liebeshotels, die man stündlich oder für die gesamte Nacht mieten kann, bieten eine große Vielfalt an phantasievollen Spielkulissen, z. B. das Arztzimmer oder Betten in Autoform

Machida Machizō (geb. 1962) – bekannter Musiker, Poet und Schriftsteller. Machida gründete 1978 die Punkrockgruppe INU, die 1981 ihr legendäres Album *Meshi kuu na!*

(Aus mit dem Essen!) herausbringt; der Autor, der sich heute Machida Kô nennt, erhält im Jahr 2000 den Akutagawa-Preis, 2005 wird er mit dem Tanizaki-Preis ausgezeichnet.

Noguchi Ujô (1882–1945) – dem Christentum und sozialistischen Ideen verpflichteter Lyriker sowie Autor von Kinderliteratur und Kinderliedern

obon – buddhistisches Totenfest Mitte August

oni – Dämon, der in seiner Erscheinung einem Teufel ähnelt

Ryûkoku Universität – bekannte Universität in Kyôto, die im 17. Jahrhundert als Mönchsschule gegründet wurde; 1876 wurde sie allgemeine Universität

Sagojô – ein Wasser- oder Halbdämon; Figur aus der vor-modernen sino-japanischen Geschichte »Reise nach dem Westen«

Shinran (1173–1262) – Gründer der Jôdo Shinshû-Lehre. Zunächst studierte er die Lehre der buddhistischen Tendai-Schule auf dem Klosterberg Hieizan, widmete sich dann der Verbreitung der Jôdo-Lehre, die die mönchische Praxis der Abstinenz und Ehelosigkeit ablehnte und Laien einen leichteren Weg zum Heil weisen wollte

Songokû – der »Affenkönig« aus der Erzählung »Die Reise

nach dem Westen«; er begleitet den Mönch Genjô Sanzô auf seiner Reise; heute bekannter Protagonist in *manga*-Comics, z. B. in »Dragonball«

tôfu – mittlerweile auch im Westen verbreitetes Lebensmittel aus extrahierter Sojabohnenmilch; wird häufig in Ermangelung adäquater Übersetzungen als »Sojabohnenquark« oder auch »Bohnenkäse« bezeichnet

tsukemono – japanische Pickles, eingelegtes Gemüse, meist Gurke, Aubergine, Weißkohl, Rübe und Rettich

tsunami – Flutwelle, die auf ein Meeresbeben folgt

Yano Akiko (geb. 1955) – bekannte Jazz- und Popmusikerin; Ehefrau des bekannten Musikers Sakamoto Ryûichi (Yellow Magic Orchestra), von dem sie mittlerweile geschieden ist

sechs Welten – oder auch sechs Wege (*rokudô*); zwischen dem Paradies (*gokuraku*) und der Hölle (*jigoku*) liegen die »sechs Welten/Wege«, die Existenzformen bezeichnen, in die man vor dem Eingang in das Nirwana hineingeboren werden kann – abhängig von der Anhäufung guten oder schlechten Karmas: als Gottheit, als Mensch, als Kriegergeist (*ashura*), als Hungergeist (*gaki*), als Tier oder als Verdammter in die Hölle mit verschiedenen Einzelhöllen

vier Himmelskönige – die sogenannten *shi-tennô*, Jiko-Tennô (Osten), Zôjô-Tennô (Süden), Kômoku-Tennô

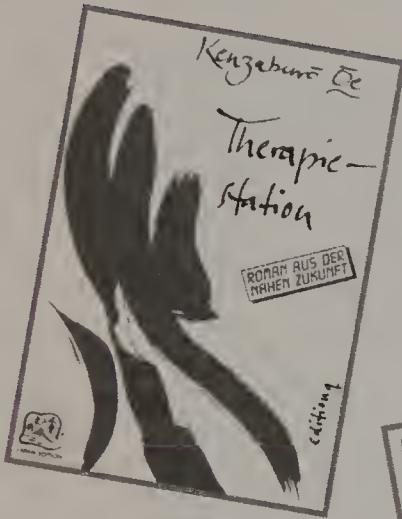
(Westen) und Tamon/Bishamon-Tennô (Norden), repräsentieren die vier Himmelsrichtungen, die sie vor bösen Wesenheiten schützen; ihre Proveniënz ist indisch, ihre Ikonographie deutlich chinesisch geprägt

Waseda Universität – neben der Keiô Universität die wichtigste private Bildungseinrichtung Japans. Die Universität wurde von Ôkuma Shigenobu 1882 gegründet, sie ist berühmt für ihre literarische Fakultät, an der z. B. auch der Erfolgsautor Murakami Haruki studierte

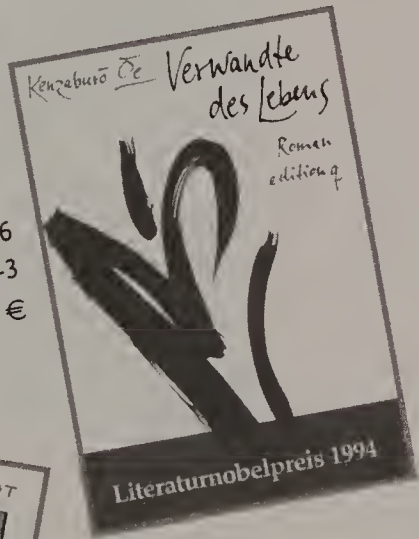
zazen – Meditation im Sitzen; typische religiöse Praxis des Zen-Buddhismus

zen-kôan – enigmatische Sentenz, die dem Zen-Eleven als Meditationsaufgabe gestellt wird, z. B. »das Klatschen der einen Hand«

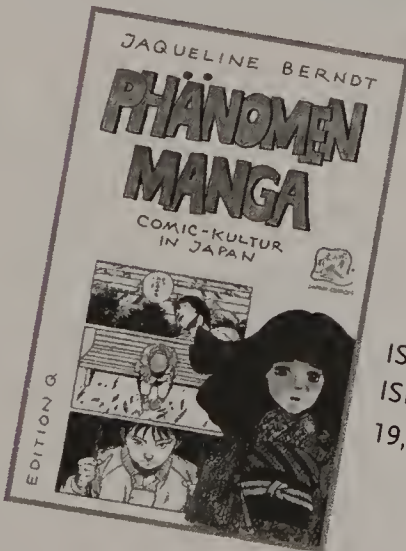
Zeitgenössische japanische Literatur



ISBN 3-86124-298-2
ISBN 978-3-86124-298-7
19,40 €

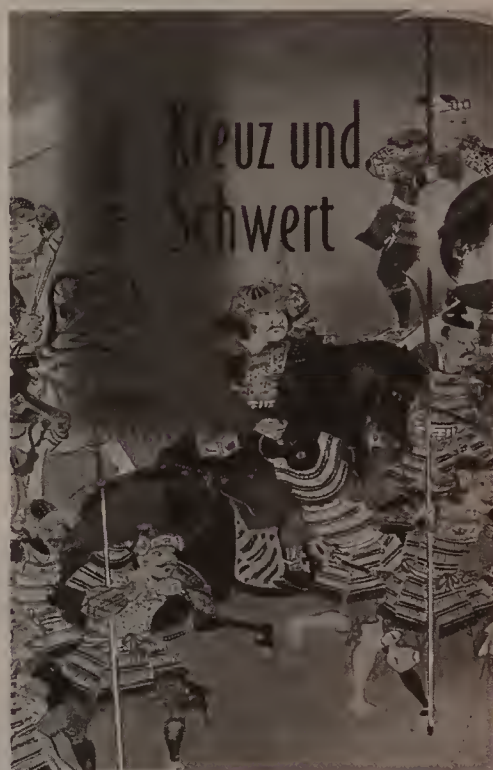


ISBN 3-86124-184-6
ISBN 978-3-86124-184-3
19,40 €



ISBN 3-86124-289-3
ISBN 978-3-86124-289-5
19,40 €

Christenverfolgung in Japan



ISBN 3-86124-900-6

ISBN 978-3-86124-900-9

26,00 €

Auf dem Weg in die Verbannung lässt Lehensfürst Takayama Ukon (1552–1615) noch einmal sein Leben Revue passieren.

Schon früh zum Christentum übergetreten – in Japan herrscht Religionsfreiheit – ist er seinem Kaiser stets ein loyaler und erfolgreicher Kriegsherr gewesen. Doch nun hat der Shogun die Macht an sich gerissen. Die Christen in Japan werden grausam verfolgt ...

Ein imponantes Sittengemälde
aus dem mittelalterlichen Japan.

japan edition im be.bra verlag

www.bebraverlag.de



Gen'yū Sōkyū

1956 geboren, promovierte über chinesische Literatur an der Keio Universität. Mit 28 Jahren wurde er buddhistischer Mönch. Sein erster Roman wurde im Jahr 2000 für den renommierten Akutagawa-Preis nominiert. Der Autor steht, zusammen mit seinem Vater, einem Zen-Tempel in der Präfektur Fukushima vor.

Gen'yo Sōkyū zählt zu den neuen Stars der japanischen Literaturszene. Für einen Schriftsteller ist es eine ungewöhnliche „Nebenbeschäftigung“. Er ist buddhistischer Priester und geht seiner stilsongewöhnlichen Tätigkeit in einem Tempel in Fukushima nach.

Sein Roman zeichnet das faszinierende Bild einer japanischen Spiritualität im Wandel. Der Leser erfährt nicht nur viel über das Leben im Zen-Kloster, sondern auch von einem gegenwärtigen Japan, das an seiner Moderne leidet: Mönche zwischen Totenritualen und Geistern, Rockmusik und Drogen.

